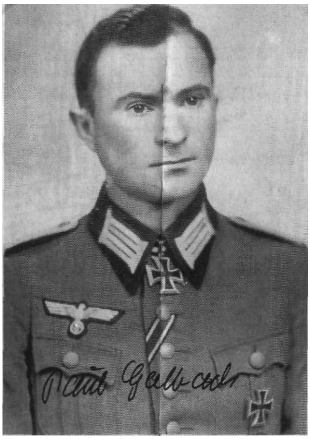
Scan & Korrektur: Keulebernd

Ritterkreuzträger des Heeres

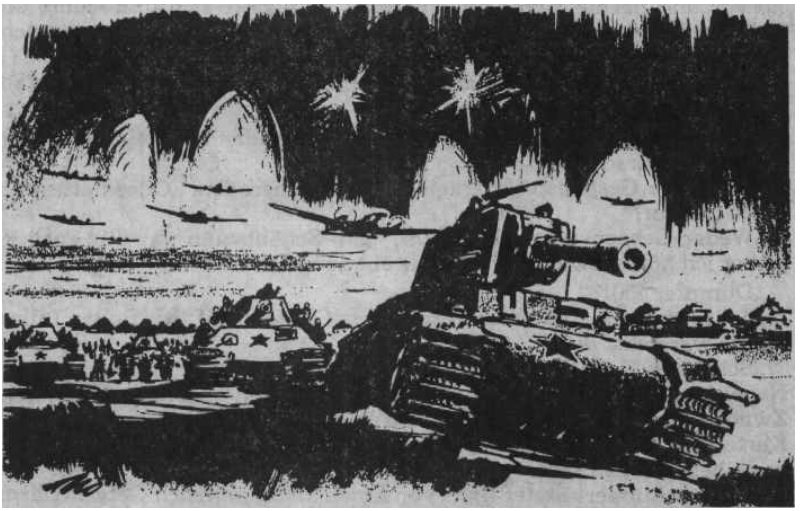


Paul Golbach
wurde am 14.7.1915 in Kirchelhassel/Hessen geboren. Am 1.4.1934 trat er in Fulda ins Artillerieregiment (AR) 5 der damaligen Reichswehr ein und gehörte bis Kriegsende der bespannten Artillerie an. Nach Teilnahme am Westfeldzug (1940) kam er mit dem AR 263 nach Rußland. Als Oberwachtmeister und Führer von Vorausgeschützen in der 5. Batterie schlug er im Herbst 1941 einen russischen Angriff zurück. Der Feind war mit Panzern und Infanterie in die deutschen Linien eingebrochen und hinter die Feuerstellungen der Artillerie gelangt. Die eigenen Geschütze wurden wieder besetzt, und ein erneuter Angriff konnte ebenfalls abgewehrt werden. Hierbei wurden zwei Panzer vernichtet, und erst nach drei Stunden erbitterten Gefechts trafen Entsatztruppen ein. Für diese Leistung wurde Golbach am 13.10.1941 das Ritterkreuz verliehen. 1943 zur Kriegsschule kommandiert, erfolgte im selben Jahr seine Beförderung zum Leutnant. Der dreimal Verwundete geriet 1945 in amerikanische Gefangenschaft.

R. S.

Sturm auf den Dnjestr-Brückenkopf

Frühjahr 1944. – Abwehrschlacht in der Südwestukraine



Ende März 1944 war es Verbänden der 62. russischen Armee gelungen, einen Brückenkopf jenseits des Dnjestr zu bilden. Den in die südwestliche Ukraine abgedrängten deutschen Divisionen drohte damit wieder einmal jenes Los, dem sie nach der entscheidenden Wende des Krieges im Osten schon so oft gerade noch entgangen waren: Umzingelung durch den mit überlegenen Kräften vordringenden Gegner, verzweifelte Abwehrgefechte, endlose körperliche und nervliche Torturen und am Ende vielleicht der Tod oder die Gefangenschaft. Die Jahre des Vormarsches und der großen Siege waren bei den Feldgrauen jener Tage schon zu einer verblaßten Erinnerung geworden. Nach dem Untergang der 6. Armee in Stalingrad, dem Rückzug aus dem Kaukasus und der im Juli 1943

gescheiterten Offensive bei Kursk sollte ein Leidensweg ohnegleichen sie nun dorthin führen, wo am 22. Juni 1941 der Angriff auf die Sowjetunion begonnen hatte – und schließlich noch weiter auf deutschen Boden, bis zum bitteren Ende des Mai 1945. Aber noch war es nicht soweit! Noch kämpften sie an wankenden Fronten, noch glaubten sie, dem Rad des Schicksals in die Speichen greifen und die Katastrophe von ihrer Heimat abwenden zu können. Noch hielten sie aus, schon lange nicht mehr von Idealen motiviert, sondern fast nur noch vom mörderischen Gesetz des Krieges, das da heißt: »Du oder ich!« Und trotz ihrer fast aussichtslosen Lage vollbrachten sie noch einmalige Leistungen. Die Szenerie jener Schlacht am Dnjestr-Brückenkopf steht im Mittelpunkt des nachfolgend wiedergegebenen Kampfgeschehens.

Die Redaktion

»Dieser dreckige Nebel!« fluchte der Gefreite Schönbrunn* und spuckte ein Stück Kautabak aus.

Zwingelberg gab keine Antwort. Fatalistisch zuckte er die Schultern. Aus seiner rechten Hosentasche kramte er ein paar Krümel Tabak hervor und drehte sich eine Zigarette. Er bückte sich und wollte die Selbstgefertigte in der Deckung des Maschinengewehrnestes anzünden, als Schönbrunn einige Feuerstöße aus dem MG jagte.

Im Nu war Zwingelberg an der zweiten Waffe. Den Zeigefinger am Abzugsbügel, erwartete er den Feind.

Aber kein Russe tauchte aus den Nebelschwaden auf, keiner griff an, kein »Urrä« erscholl.

»Siehst du Gespenster?« fragte er den Kameraden. »Oder

* Alle Namen, außer solchen von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, sind frei gestaltet.

hattest du einen Traum?«

»Weder Gespenster noch Traum!« gab Schönbrunn unwillig zurück. »Aber ich hörte etwas, es klang wie ein dumpfer Fall.«

»Dumpfer Fall?«

»Ja, es war so, als wenn ein schweres Gewicht auf den Boden fallen würde, verstehst du?«

»Schweres Gewicht? Ja, natürlich! Ganz bestimmt hat da vorn im Nebel einer der Russen einen Zentner Kartoffeln abgeladen«, hänselte Zwingelberg übermütig weiter. »Geh hin und hol ihn, wir können Kartoffeln gebrauchen. Vielleicht wird man dir dafür einen Orden verleihen. Na, geh schon endlich!«

Ein paar hundert Meter links von ihnen klang plötzlich Gefechtslärm auf. Das Krachen von Handgranaten vermischte sich mit dem Bellen von Maschinenpistolen. Ein langgezogener Schrei, wie aus weiter Ferne, zog herüber. Schönbrunn wurde nervös.

»Hörst du? Sie kommen!«

Schon stemmte er den Kolben des Maschinengewehrs wieder in die Schulter.

Zwingelberg legte seine Hand beruhigend auf den Arm des Kameraden. Als erfahrener Frontsoldat, der vom ersten Tag des Einmarsches an dabeigewesen war und schon sehr viel hinter sich hatte, war er nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen. Schönbrunn hingegen konnte noch keine Erfahrung aufweisen.

»Bleib ruhig, Junge!« sagte Zwingelberg beschwichtigend. »So schnell und so unbemerkt, wie du dir das vorstellst, kommt der Russe nicht hierher!«

»Aber in diesem dichten Nebel?« gab Schönbrunn zu bedenken.

Zwingelberg winkte ab und zündete sich nun endlich seine Selbstgedrehte an. Er hatte den Rauch des ersten Zugs noch nicht eingeatmet, als Schönbrunn erneut sein Maschinengewehr hämmern ließ. Fast gleichzeitig krepierten zwei Handgranaten vor und direkt auf dem Rand des

Maschinengewehrnestes. Eine Stichflamme schoß hoch. Und dann gellte es herüber: »Urrääääh!«

In Sekundenschnelle war Zwingelberg am zweiten Maschinengewehr. Die Leuchtspurgeschosse jagten dem angreifenden russischen Stoßtrupp entgegen. Beinahe zu spät hatten die Landser reagiert, denn es gelang einem der sowjetischen Soldaten, in die MG-Stellung hineinzuspringen. Er wurde aber von den herbeieilenden Feldgrauen entwaffnet und gefangengenommen.

»Hat nicht viel gefehlt«, sagte Schönbrunn und holte tief Atem. »Beinahe hätten sie uns geschnappt!«

Zwingelberg zuckte die Achseln.

»Na und?«

Schönbrunn sah seinen Kumpel schweigend an, dann schüttelte er den Kopf.

»Hast schon mal bessere Witze gemacht!«

Unteroffizier Lemmberg blickte auf die Leuchtziffern seiner Wehrmachtsuhr.

In fünf Minuten mußte es losgehen. Artillerievorbereitung und dann Angriff! Nachtangriff!

Verdammt noch mal! dachte der Kapo (Landserausdruck für einen Unteroffizier). Könnten die sich beim Stab nicht mal ’ne bessere Zeit ausdenken?

Genau zwei Uhr zehn war es inzwischen geworden.

Da orgelte es auch schon über ihn hinweg, pfiff, zischte, heulte und schlug drüben beim Gegner ein.

Der Brückenkopf am Dnjestr lag unter schwerstem Beschuß deutscher Batterien. Die Männer in den Gräben, den Deckungslöchern und in der tiefgestaffelten Bereitstellung der Sturmkompanien verfolgten das Trommelfeuer.

Viele fühlten sich erleichtert. Sie wußten genau, wie es dem Feind jetzt zumute sein mußte, sie kannten das aus eigener bitterer Erfahrung.

Die Erde wurde zerpflügt, aufgerissen, zerhackt,

Bunkeranlagen, Stacheldrahthindernisse und Gräben fielen dem Vernichtungsfeuer zum Opfer.

In einer der vordersten Grabenwindungen drängten sich die Männer der Gruppe Lemmberg. Die Soldaten hatten ihre Sturmgewehre in der Hand, in umgehängten Leinenbeuteln steckten Stielhandgranaten.

»Scheinangriff bis an die zerschossene Mauer! Die Gruppen geben sich Feuerschutz! Achtet auf das verfluchte Maschinengewehrnest links neben der zerschossenen Bauernkate!«

Unteroffizier Lemmberg sagte es nun schon zum sechsten Male. Er versuchte seine Erregung durch Gelassenheit zu über spielen, was ihm aber nie ganz gelang.

Die letzten Tage im Kampf um den Brückenkopf waren für jeden einzelnen zermürbend gewesen. Nerven wie Stricke mußte man haben, um diese Strapazen aushalten zu können.

»Grenadier Nebe! Verlieren Sie nicht wieder die Munikästen wie beim letzten Mal!«

Der Grenadier Nebe sagte »Jawoll«, wurde aber von dem Unteroffizier im Lärm des Trommelfeuers nicht mehr verstanden. Als Maschinengewehrschütze drei hatte er zwei schwere Munitionskästen zu schleppen.

»Elende Drecksdinger sind das!« fluchte er leise vor sich hin. »Einfach zu schwer, um damit voranstürmen zu können.«

Nebe war ein junger Bursche aus Berlin, einer von den vielen, die den Krieg haßten. Viel lieber wäre er jetzt zu Hause gewesen bei seiner Frau und den Kindern. Er beschloß, alles zu tun, aufzupassen wie ein Luchs, um eines Tages wieder heimkehren zu können. Er wollte nicht verrecken und elend zugrunde gehen wie so viele andere, in einem Granattrichter oder in der weiten Steppe.

Zwei Uhr fünfundvierzig!

Der Feuerorkan verstummte.

Oberleutnant von Wildenstein, Chef der fünften Kompanie,

gab auf seiner Trillerpfeife das Zeichen für seine Einheit. Gleichzeitig traten auf einer Breite von über drei Kilometern deutsche Sturmkompanien zum Angriff an.

Vor dem Abschnitt der 6. und 7. Kompanie hatte ein Tannenwäldchen gestanden. Unzählige Granaten hatten es dem Erdboden gleichgemacht. Von Wald keine Spur mehr, bis auf einige Holzsplitter und Äste. Trichter reihte sich an Trichter.

Hauptmann Sasse, Kompaniechef der Sechsten, stürmte seinen Leuten voran. Die Sechste hatte den Auftrag, die Höhe 54 seitlich zu umgehen, den Feind, der die Höhe besetzt hielt, im Rücken zu fassen und einzukesseln. Der frontale Scheinangriff der Fünften sollte den Gegner von der Kampfhandlung an seiner Südflanke ablenken.

Pulverschwaden wälzten sich über den Boden. Die letzten Schatten der Nacht wichen dem neuen Tag. Die Sicht wurde von Minute zu Minute besser. Das gleißende Licht der aufgehenden Sonne überstrahlte das Schlachtfeld.

Was alle erwartet hatten, traf nicht ein: eine hartnäckige Verteidigung der Russen! War der Artilleriebeschuß vielleicht so vernichtend gewesen?

Der Soldat Nebe keuchte hinter den Maschinengewehrschützen I und II her. In einem Granattrichter nahmen sie Deckung. Nebe stolperte über eine seiner Kisten und fiel aufs Gesicht.

»So ein Mist!« fluchte er und rappelte sich wieder hoch.

Der Schütze I, Obergefreiter Schmechel, sah über die Schulter, grinste dünn, richtete seine Aufmerksamkeit aber sofort wieder nach vorn.

Die Gruppen sprangen auf, stürzten einige Meter voran, bis zur nächsten Deckung, andere gaben Feuerschutz.

Die Kompanien südlich und nördlich des Sturmbataillons hatten längst Feindberührung. Gefechtslärm erfüllte den netten Morgen. Auf den Hängen der Höhe 54 blieb dagegen alles still.

Eine Falle? fragte sich Oberleutnant Wildenstein. Ganz

sicher! Sie wollen uns näher rankommen lassen, um uns dann leichter erledigen zu können. Nur so kann es sein…

Der Offizier beobachtete durch sein Fernglas das feindliche Gelände. Beinahe unheimlich! Keine Regung drüben beim Gegner. Er setzte das Glas wieder ab.

»Was heißt hier Scheinangriff?« murmelte er vor sich hin. »Der Russe ist in unserem Abschnitt vernichtet worden, der Artilleriebeschuß hat das bewirkt. Also könnte die Fünfte einfach frontal die Höhe besetzen.«

Doch das Risiko einer solchen Entscheidung war zu groß für ihn. Vom Bataillon war ein Scheinangriff befohlen worden. Wenn er jetzt eigenmächtig handelte, und es fiel auch nur einer seiner Leute, dann hätte das böse Folgen für ihn haben können.

»Leutnant Falkner!«

Der Kompanieoffizier war sofort zur Stelle.

»Anfrage an Bataillonskommandeur Major Roßmann! Schildern Sie die neue Lage. Kein Widerstand. Höhe 54 könnte frontal besetzt werden. Möchte keine Eigenmächtigkeiten. Sie verstehen?«

Auch in den Abschnitten der Nachbarkompanien erfolgte kein gegnerischer Widerstand. Beinahe in aufrechter Haltung tasteten sich die Feldgrauen voran, jederzeit bereit, in Deckung zu gehen, sich zu verteidigen. Aber nichts geschah, kein Schuß hinderte das Vordringen der Männer.

Eigenartige Sache! dachte Hauptmann Sasse. Auch er war schon lange genug Frontoffizier, um nicht zu wittern, daß etwas in der Luft lag.

»Diese dreimal verfluchte Höhe 54!«

Der Hauptmann schüttelte nachdenklich den Kopf. Schon mehrfach war sie umkämpft worden, hatte schon zweimal den Besitzer gewechselt, und jeder Meter dieser russischen Erde hatte Unmengen Soldatenblut gekostet, deutsches und russisches.

Zunächst war einmal anzunehmen, daß sich die Russen im

Schutze der Nacht wahrscheinlich rechtzeitig abgesetzt hatten. Der Feuerüberfall deutscher Batterien war in diesem Frontabschnitt daher wohl wirkungslos verpufft.

Was kam nun? Der Kampfauftrag, den Russen wieder über den Dnjestr zurückzudrängen, lag schließlich noch in weiter Ferne.

Die sechste und siebente Kompanie hatten inzwischen die Rollbahn jenseits der Höhe erreicht. Inzwischen hatte von Wildenstein vom Bataillon die Erlaubnis erhalten, mit seiner Kompanie die Geländeerhebung frontal anzugehen.

Der Befehl wurde ausgeführt, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen.

*

Ein leichter Wind kam auf, strich über weite Sonnenblumenfelder und Obstplantagen. Am Horizont, noch im Morgendunst, waren die Umrisse des Städtchens Scharneny zu erkennen.

Die Offiziere beobachteten durch ihre Feldstecher das feindbesetzte Gebiet.

Plötzlich war in der Ferne ein Grollen zu hören, das von Sekunde zu Sekunde anschwoll. Die Landser blickten in die Richtung, aus der der Motorenlärm zu kommen schien. Dann sahen sie es alle: Russische Bombenflugzeuge waren im Anflug auf die deutsche Hauptkampflinie (HKL).

Noch bevor die Männer zählen konnten, legte auch noch russische Artillerie einen Granathagel auf die Höhe. Es pfiff und jaulte heran. Die Männer gingen in Deckung. Schweres Granatwerferfeuer, unterstützt von »Stalinorgeln« (Raketengeschütze) und Feldhaubitzen, deckte sie ein. Ein Schleier von Maschinengewehrgarben hing zentimeterhoch über dem Gelände. Viele der Soldaten, eben noch frohen Mutes, wurden tödlich getroffen oder verwundet.

Hauptmann Sasse hatte Deckung hinter einem Baumstamm

gefunden. Das also war es, was sich die russischen Taktiker ausgeknobelt hatten! Nicht schlecht, die Herren von drüben! überlegte der Hauptmann.

Aber es sollte noch schlimmer kommen!

Unversehens brach der feindliche Feuerüberfall ab. Hauptmann Sasse sah sich nach seinen Männern um. Aus den Augenwinkeln verfolgte er, wie die Flugzeuge bereits hinter der Höhe verschwanden. Wahrscheinlich wollten sie ihre Bombenlast auf die Artilleriestellungen der verhaßten Deutschen abladen.

Doch dann weiteten sich seine Augen in jähem Entsetzen. Was er sah, verschlug ihm den Atem.

Russische Fallschirmjäger! In dichter Folge sprangen sie aus der seitlichen Öffnung der Bomber. Schon blähten sich ihre Fallschirme in der Luft.

Der Hauptmann versuchte sie zu zählen. Sie entglitten seinem Blick, verschwanden hinter der Höhe. Es mußten etwa zweihundert sein.

Jetzt nur nicht die Nerven verlieren!

Er fühlte die Augen seiner Männer auf sich gerichtet. Kaltblütig stand er auf, mitten im Kugelhagel der feindlichen Maschinengewehre. Ruhe und Umsicht strömten von ihm aus. Es war Wahnsinn, was er da tat, aber es mußte einfach sein!

Mit einigen Sätzen sprang er in einen der zerschossenen russischen Gräben. Inmitten seiner Männer stieß er dort auf Oberleutnant Runge, Chef der siebenten Kompanie.

»Miserable Situation!« empfing ihn der Oberleutnant. Auf seinem Gesicht lag ein gequältes Lächeln. »Was meinen Sie, Herr Sasse?«

»Sehe wirklich keine Schwierigkeiten, Herr Runge«, log der Hauptmann. »Gar kein Problem für uns!« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Wirklich kein Grund zur Sorge. Das werden wir schon hinkriegen.« Mit gespielter Gleichgültigkeit zündete er sich eine Zigarette an, während er

fieberhaft überlegte:

Rückzug auf die Ausgangsstellung war die eine Möglichkeit, zwischen zwei Feuern aber zu verlustreich. Es gab eigentlich nur die zweite: einigeln und verteidigen!

Immerhin war die Höhe 54 inzwischen von der 5. Kompanie besetzt worden. Wie er Oberleutnant von Wildenstein und seine Leute kannte, würde man sich auf sie auch verlassen können. Er zwang sich ein Lächeln ab.

»Melder zu mir!«

Ein Feldwebel und zwei Unteroffiziere kamen angelaufen. Sasse gab seine Anweisungen. Jedem Zugführer wurde der Befehl übermittelt, sich auf Rundumverteidigung einzurichten.

Zwei verlassene russische Gräben schlängelten sich im Abstand von etwa achtzig Metern zickzackförmig die Höhe hinauf zur Kuppe. Hauptmann Sasse ließ sie mit Leuten seiner Kompanie besetzen. Er selbst stieg mit zur Kuppe hinauf.

Oberleutnant von Wildenstein hatte seine Männer in den ehemaligen russischen Verteidigungsanlagen anscheinend schon postiert. Heftiges Maschinengewehr- und Granatwerferfeuer lag über den Stellungen.

Der Hauptmann sah, daß die russischen Fallschirmjäger nun zum Angriff ansetzten. Er merkte sofort, daß es sich um gut ausgebildete Soldaten handelte.

In Trupps von zwei, drei Mann sprangen sie vor, dabei aus ihren Maschinenpistolen feuernd. Ihre Kameraden gaben ihnen aus guter Deckung Feuerschutz. Ihr gellend-heiseres »Urräh« klang wie aus Hunderten von Kehlen.

Die Männer unter der Führung von Wildenstein schossen zurück, konnten aber das Vordringen der Angreifer nicht verhindern.

Schon waren die ersten auf Handgranatenwurfweite heran. Wenn es den Rotarmisten gelang, noch weiter vorzudringen, dann mußte es zum Nahkampf kommen. Darüber gab es bereits keinen Zweifel mehr.

In diesem Augenblick erhielt Hauptmann Sasse von einem Melder die Nachricht, daß russische Panzer angriffen.

Der Hauptmann wandte sich sofort wieder zur östlichen Seite der Höhe.

Tatsächlich! – Panzer! Fächerförmig griffen sie an.

Es waren zehn T 34 und vier KW II. Aus allen Rohren schießend, rasselten sie auf Höhe 54 zu. Ihre Motoren dröhnten, die Fahrer gaben Vollgas.

»Aus der Ofen!«

Hatte der Hauptmann laut gedacht?

Der schweißnasse Melder nickte schicksalsergeben und meinte: »Glaube auch, Herr Hauptmann, diesmal geht's uns an den Kragen!«

»Reden Sie keinen Unsinn, Mann!« Sasse hatte sich schon wieder in der Gewalt. »Der Feind wird …«

Was mit dem Feind werden würde, konnte der Hauptmann nicht mehr aussprechen, denn hinter ihm, bei der sich verteidigenden fünften Kompanie, mischte sich plötzlich in das rauhe Urrah-Gebrüll der Russen das ebenso laute »Hurra« deutscher Landser.

Der Hauptmann eilte die kurze Strecke zurück. Was er befürchtet hatte, war eingetreten: Nahkampf!

Die Russen hatten sich inzwischen schon bis auf wenige Meter herangekämpft, da gab Oberleutnant von Wildenstein das Zeichen. Mit aufgepflanztem Bajonett und ihrem Kampfruf auf den Lippen, stürzten sich er und seine Männer auf den Feind.

Der grausamste aller Kämpfe entbrannte, das Duell Mann gegen Mann. Es gab keine Gnade und keine Schonung, auf beiden Seiten nicht.

Erwachsene Männer, die im Zivilleben vielleicht gute Freunde geworden wären, schlachteten sich hier ab, und das auf die furchtbarste Weise. Die Überzahl der russischen Fallschirmjäger und nicht zuletzt ihre tollkühne Tapferkeit

machten sich sofort bemerkbar. Die ebenso erbittert kämpfenden Männer der fünften Kompanie wichen langsam zurück.

Hauptmann Sasse biß sich auf die Unterlippe. Wieder überlegte er. Das Ergebnis war niederschmetternd. Hier die überlegenen russischen Fallschirmjäger, im Rücken angreifend, dort, frontal ansetzend, die russischen Panzer. Und keine Pak! Und keine panzerbrechenden Mittel!

War das das Ende? Hatten sie überhaupt noch die Spur einer Chance? Überkam ihn nicht bereits die Resignation der Hoffnungslosigkeit?

»Herr Hauptmann!« sagte ein Melder.

Sasse zuckte zusammen und fuhr herum. Ruhig, fast zu ruhig, so mochte es dem Melder vorkommen, kam sein Befehl:

»Zug eins und drei der sechsten Kompanie sofort hierher zur Unterstützung der Fünften!« Der Melder rannte davon. Er wußte, worum es ging.

Inzwischen waren die angreifenden Panzer weiter vorgedrungen. Oberleutnant Runge erkannte mit bloßem Auge, daß die Stahlkolosse mit russischen Soldaten besetzt waren.

»Verdammt! Aufgesessene Infanterie! – Da muß ein Wunder geschehen, sonst…« Er biß die Zähne zusammen, als eine Panzergranate in seiner Nähe krepierte.

Und eine Art Wunder geschah auch! War der Stoßseufzer eines deutschen Oberleutnants erhört worden?

Das Wunder bestand aus sechs deutschen Sturzkampfbombern. Die Landser der siebenten Kompanie schrien vor Freude und Erleichterung, als sie die Vögel mit den geknickten Tragflächen und den Balkenkreuzen sahen.

Die Stukas zogen eine Orientierungsschleife über dem Schlachtfeld, dann stießen sie jäh auf ihre Ziele herab. Ihre Sirenen heulten auf, steil stürzten sie, die Sturzflugbremsen wurden ausgefahren, die schweren Bomben ausgeklinkt.

Einige der Panzer wurden buchstäblich zerfetzt. Schwarze

Wolken brennenden Treibstoffes stiegen gegen den morgendlichen Himmel. Drei, vier Kampfwagen drehten ab und versuchten im Zickzackkurs zu entkommen.

Aber schon hingen die Ju 87 wieder über ihnen, stürzten noch einmal herab und vernichteten auch sie.

In atemloser Spannung hatten die Männer der Siebenten dieses schaurige Schauspiel verfolgt.

Soldatenschicksale spielten sich vor ihren Augen ab. Das gnadenlose Gesetz des Krieges: »Du oder ich!« bewahrheitete sich wieder einmal.

Auf der Westseite der Höhe 54 waren die russischen Fallschirmjäger inzwischen in die Stellungen der fünften Kompanie eingebrochen.

Ein herkulischer Russe mit einer mächtigen Gestalt sprang auf den Grenadier Nebe ein und holte mit dem Kolben zum wuchtigen, tödlichen Schlag aus.

Da stolperte Nebe schon wieder einmal über einen seiner Munitionskästen. Der Schlag ging fehl, der Kolben zischte durch die Luft. Der Riese taumelte, wollte sich fangen und stürzte in das aufgepflanzte Bajonett des Deutschen.

Grenadier Nebe starrte fassungslos auf die leblose Gestalt zu seinen Füßen. Nun war das geschehen, was er im Unterbewußtsein immer am meisten gefürchtet hatte: Ein Mensch war von ihm umgebracht worden, auf diese Art getötet. Das Grauen schüttelte ihn.

Nie hatte er sich Gedanken darüber gemacht, wen und wie viele es in den feindlichen Reihen treffen würde, wenn er das Maschinengewehr bedient, wie ein Roboter fungiert und rein mechanisch die tausendmal geübten Handgriffe ausgeführt hatte.

Reiner Zufall hatte ihn bisher davor bewahrt, die tödliche Stichwaffe benutzen zu müssen. Daß es eines Tages geschehen würde, hatte Nebe gewußt, aber den Gedanken daran immer weit von sich geschoben. Nur langsam wich die Beklemmung

von ihm. Er dachte daran, daß er jetzt an der Stelle des anderen ebensogut tot auf der Erde liegen würde. Und dann überkam ihn die Vorstellung: Wenn Erika eines Tages die Nachricht bekommen hätte »… gefallen vor dem Feind …«?

Er holte tief Luft und zwang den Blick von der leblosen Gestalt. Nun würde vielleicht eine Russin irgendwo in diesem riesigen Land eine solche Nachricht erhalten.

Nebes Knie zitterten. Er konnte nichts dagegen tun. Auch seine Hände zitterten. Den Gefechtslärm ringsum nahm er nur im Unterbewußtsein wahr. Erst jetzt fiel es ihm ein, daß er im Nahkampf völlig unerfahren war. Welches Glück hatte er gehabt!

Plötzlich fand er wieder in die Wirklichkeit zurück. Ein Körper war von hinten gegen ihn geprallt. Für wenige Sekunden hatte Nebe seine Umwelt völlig vergessen und nicht gespürt, wie er von allen Seiten gestoßen, getreten, weitergeschoben worden war. Jetzt war er wieder hellwach.

Er erkannte Hauptmann Sasse, der sich gegen zwei Gegner auf einmal zu wehren hatte.

Die beiden Russen waren gewandt und griffen den Offizier von zwei Seiten gleichzeitig an.

Der Hauptmann erwartete sie mit bloßen Händen. Dem von rechts Angreifenden drehte er absichtlich für Sekunden seinen Rücken zu. Der Russe ließ sich täuschen, nahm Anlauf, die Stichwaffe erhoben. Dann rutschte er über den Deutschen hinweg, der sich im letzten Augenblick geduckt hatte. Eine schnelle Bewegung des Hauptmanns entschied den Kampf. Der zweite Rotarmist sank nach einem Schuß aus einer Pistole zusammen.

Zu diesem Zeitpunkt trafen die beiden Züge der 6. Kompanie zur Verstärkung ein. Mit einem für den Gegner sicherlich demoralisierenden Angriffsgeschrei, in das auch die Männer der Fünften noch einmal einstimmten, setzten sie zum Angriff an.

Die erdrückende Übermacht entschied nach kurzer Zeit den Kampf. Die ersten Russen warfen die Waffen weg und hoben die Arme. Wer von ihnen weiterkämpfte, hatte keine Chance mehr. Die meisten aber sahen die Unsinnigkeit des Widerstandes ein und ergaben sich in ihr Schicksal.

Oberleutnant von Wildenstein hatte einen Streifschuß an der Wange erhalten und sich selbst mit einem Verbandspäckchen verbunden.

Unteroffizier Lemmberg schob den Stahlhelm ins Genick, wischte sich über die schweißnasse Stirn und zündete sich eine Zigarette an.

Der Soldat Nebe hockte wieder hinter seinem Maschinengewehr und starrte wachsam ins Niemandsland. Die Läuse setzten ihm zu. Er kratzte sich am Hals, auf dem Rücken und unter den Armen und wußte, daß es nichts half, sondern alles nur noch verschlimmerte.

Er wünschte sich die Ablösung herbei, dann runter mit dem Hemd und Läuse geknackt. Er freute sich schon darauf.

Da! Ein metallisches Klappern! Er blickte nach rechts.

Weiter drüben, etwa fünfundzwanzig Meter von ihm entfernt, stand der Obergefreite Spendel auf Posten. Er jagte gerade eine Leuchtkugel in den nachtschwarzen Himmel, Also hatte er auch etwas gehört; von ihm konnte das Geräusch demnach nicht stammen.

Nebe beobachtete wieder nach vorn. Das gleißende Licht des Leuchtschirms riß die Trümmer der T 34, die Granattrichter und die Leichen der Gefallenen aus der Dunkelheit.

Irgend etwas stimmte nicht!

Vorsichtshalber streute Nebe eine Garbe Leuchtspur flach über das Trichtergelände, in die Stahlmassen der Panzer.

Nichts rührte sich!

Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man die russischen Panzerwracks mit mindestens sechs Mann besetzt. Aber er war ja nur ein kleiner Schütze, der zu gehorchen hatte, und wenn

man ihm noch so dumme Befehle erteilte.

Hinter ihm ertönten Schritte.

Aha, endlich die Ablösung!

Es war der Gefreite Bachhuber, ein Mann, der aus dem Niederbayerischen stammte und dort einen kleinen Bauernhof bewirtschaftete.

»Paß auf, Kumpel«, sagte Nebe, »irgendwo war da ein Klappern oder Scheppern, klang so metallisch. Könnte von da drüben aus den Russenpanzern gekommen sein.«

»Jo mei«, meinte Bachhuber gelassen. »Dös wern mer glei ham. Gibst mir halt a bisserl Feuerschutz, i schau mal g'schwind nach.«

»Mann; bist du verrückt?« widersprach Nebe. »Ohne Befehl kannst du nicht einfach deinen Posten verlassen! Die stellen dich glatt an die Wand!«

Bachhuber winkte ab.

»An Schmarr'n tun die mir! I verlaß meinen Posten ja gar nit, weil du noch da bist!«

Gewandt sprang Bachhuber auf den Rand des Maschinengewehrnestes – und erstarrte vor Schreck.

Lautes, vielstimmiges »Urräh«-Geschrei gellte ihm plötzlich in die Ohren. Handgranaten krachten vor, hinter und mitten in den deutschen Gräben, russische Maschinenpistolen bellten. Die auf Posten stehenden Landser erhellten das Gelände mit Leuchtkugeln, erkannten den feindlichen Stoßtrupp, feuerten mit ihren Maschinengewehren.

Zu spät! dachte Nebe noch, als sich vier, fünf erdbraune Gestalten auf ihn stürzten.

Er sah noch, wie der Obergefreite Spendel eine Handgranate in einen Trupp anstürmender Rotarmisten schleudern konnte, hörte noch das Rattern deutscher Maschinengewehre, die Alarmrufe der Kameraden. Dann spürte er einen wuchtigen Schlag auf den Stahlhelm. Er sah Sterne vor den Augen, Dunkelheit schien in ein weites Nichts zu fallen …

Als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, waren russische Stimmen um ihn. Gefangen! Du bist in Gefangenschaft! schoß es ihm durch den Kopf.

Plötzlich war er hellwach, wollte sich aus seiner liegenden Stellung aufrichten, der Russe neben ihm drückte ihn aber sofort wieder zu Boden.

Leuchtspurgeschosse zischten über ihre Köpfe. Was war geschehen?

Nebe kam erst langsam die Erinnerung wieder zurück. Die Leuchtkugeln waren schon ziemlich entfernt.

So weit bist du also schon von den Kameraden weg? dachte er entsetzt. Er blickte vorsichtig um sich. Zu beiden Seiten lag je ein Rotarmist neben ihm auf der Erde wie er. Sie befanden sich in einer flachen Mulde, wo aber waren die anderen Russen?

Sst, sst, sst! Der Tod pfiff vorbei!

Haben sie dich etwa allein erwischt? Aus mir kriegen sie nichts heraus! Wenigstens nahm er sich das vor.

Doch seine Phantasie gaukelte ihm düstere Bilder vor. Er sah sich einem russischen Kommissar gegenüber, sich selbst umringt von Soldaten, die ihn finster-höhnisch musterten und ihm drohend näher rückten. Er hörte pausenlos Fragen auf sich einprasseln, fühlte, wie sein Widerstand erlahmte.

Alles Blödsinn! Verfluchte Nerven! Verlier sie nicht, Junge, sonst ist alles aus! beschwor er sich.

Nach einer halben Stunde verebbte das Maschinengewehrfeuer. Die Russen gingen in gebückter Haltung zurück, ihren Gefangenen in der Mitte. Sie stolperten durch Granattrichter, nahmen hinter einer Buschgruppe Deckung und ruhten sich aus.

Wo waren die anderen Angreifer geblieben? Gefallen? Oder hatten sie sich in eine andere Richtung abgesetzt?

Nebe dachte an Flucht und maß seine beiden Bewacher. Sie schienen aus dem asiatischen Rußland zu stammen, waren

kleiner als er – aber bewaffnet!

Zum Teufel! Es mußte trotzdem zu schaffen sein!

Urplötzlich erfolgte sein Angriff!

Die rechte Faust dem einen genau auf die Kinnspitze schmetternd, warf er sich im nächsten Augenblick auf den anderen Gegner. Eine wilde Rauferei begann – ein Ringen auf Tod und Leben.

Nebe bemerkte, daß er seinem Gegner an Körperkraft überlegen war, nutzte seine Chance und versetzte dem Mann zwei harte Schläge in die Magengrube, so daß er röchelnd nach Luft rang.

Danach sprang er auf. Er konnte es kaum fassen: Seine Gegner wälzten sich am Boden. Einen Augenblick zögerte er noch. Sollte er sie entwaffnen, den Spieß umkehren und sie als Gefangene zurückbringen?

Er verzichtete aber auf beides, sprang über seine Opfer hinweg, nur von dem einen Gedanken beherrscht: Zurück zu den Kameraden!

Einer der Rotarmisten hatte sich bereits so weit wieder erholt, daß er den Deutschen zwar über sich hinwegspringen ließ, ihm aber im letzten Augenblick noch die Beine wegreißen konnte.

Nebe stolperte, landete auf dem Bauch, wollte wieder hoch, blieb aber liegen, als er die harte Mündung einer russischen Maschinenpistole in seinem Rücken spürte.

»Verfluchter Dreck!« keuchte er und machte sich bittere Vorwürfe. Warum hatte er sie nicht ausgeschaltet? Jetzt machten sie ihn fertig!

Er fühlte immer noch die Mündung im Rücken, wartete auf seinen Tod. Aber die Russen schienen sich Zeit zu lassen, sie wechselten ein paar Worte.

Jetzt dachte Nebe. Jetzt – jetzt!

Seine Nerven drohten zu zerspringen.

»Schießt doch endlich, schießt doch!« brüllte er verzweifelt.

Eine Hand packte ihn im Genick, riß ihn hoch. Sie stießen ihn vorwärts.

Er taumelte, erhielt einen Tritt, stürzte, wurde wieder hochgerissen.

»Dawai!« erklang es heiser und drohend hinter ihm.

Er gehorchte, willenlos, spähte aber umher, dachte immer wieder an Flucht.

Sie durchquerten eine sumpfige Flußniederung, Buschwerk und vereinzelte Bäume waren zu erkennen. Die Stiefel patschten durch nassen, nachgebenden Grasboden.

Da drüben, irgendwo hinter dem mattschimmernden Teich mußte die russische Hauptkampflinie verlaufen.

Es ist aus – es ist aus! hämmerte es in Nebes Hirn. Heimat – die Frau – die Kinder – aus! Es ist aus!

Zwei Meter neben dem Teich, hinter einem Strauch gut gedeckt, rief sie ein russischer Vorposten an.

Es gab ein kurzes Palaver, einer der drei Russen lachte.

In diesem Augenblick zwangen sie die Geschoßgarben eines deutschen 42er-Maschinengewehrs (MG 42) in Deckung. Die rasche Schußfolge dieser deutschen Waffe wurde von den Sowjets besonders gefürchtet.

Die Leuchtspurgeschosse pfiffen haarscharf über sie hinweg. Einer der russischen Soldaten bäumte sich getroffen auf, ein gurgelnder Schrei!

Nebe sah, daß ihm wahrscheinlich niemand mehr würde helfen können. Die beiden Rotarmisten kümmerten sich um ihren Kameraden.

Eine allerletzte Chance! durchzuckte es Nebe. Lieber tot als in Gefangenschaft! Dort – der Teich!

Im Kugelhagel der eigenen Waffen sprang er auf, schnellte vorwärts. Zwei, drei Sätze, ein kräftiger Sprung. Mit Kopf und Armen voran schoß er in das Wasser. Glücklicherweise war es so tief, daß er wegtauchen konnte.

Nebe war schon von jeher ein guter Schwimmer gewesen,

das kam ihm jetzt zugute. Nach den ersten Stößen entledigte er sich unter Wasser der schweren Knobelbecher und des Stahlhelms.

Er wußte, beim Auftauchen lauerten sie auf ihn. Deshalb mußte er vorsichtig sein, sonst würde sein Kopf von russischen Maschinenpistolen durchsiebt werden.

Die Angst stieg in ihm hoch, doch er zwang sich zur Ruhe. Nur keinen Fehler machen!

Ruhig griff er aus, machte kräftige, gleichmäßige Schwimmbewegungen. Das Wasser schien tiefer zu sein, als er vorher angenommen hatte.

Allmählich wurde die Luft knapp. Nebe erinnerte sich, daß dieses seenartige Gewässer sich ziemlich Weit nach Süden hinzog und rechts und links mit Buschwerk bewachsen war. Sekundenlang hob er den Kopf über die Wasseroberfläche und rang nach Luft. Danach tauchte er wieder weg. Sie hatten ihn anscheinend nicht entdeckt. Er steuerte das westliche Ufer an, stieß am näher kommenden Grund auf Schlamm, Wurzeln, Gras und tauchte auf. Und er hatte Glück!

Genau über ihm ragten Zweige eines Busches auf das Wasser hinaus. Vorsichtig, jedes Geräusch vermeidend, bog er die Zweige ein wenig auseinander, blickte hinüber, wo seine beiden Gegner stehen mußten. Er erkannte sie als zwei dunkle Umrisse, in gebückter Haltung, die Maschinenpistole im Anschlag.

Seine Hand ertastete im schlammigen Grund einen faustgroßen Stein. Langsam holte er aus und schleuderte ihn in Richtung auf das jenseitige Ufer. Fast gleichzeitig mit dem Aufklatschen auf den Wasserspiegel bellten die Maschinenpistolen.

Nebe stieß einen lauten Schrei aus und beobachtete, daß sich die Rotarmisten erhoben. Offenbar glaubten sie, den Deutschen erledigt zu haben. Einige Minuten vergingen noch, bis sich die beiden Rotarmisten in Richtung auf die russische

Hauptkampflinie zurückzogen.

Sollte er es nun wagen, das Ufer zu erklettern und den geradesten Weg zur deutschen Linie einschlagen?

Nach einigem Überlegen erschien ihm dieses Vorhaben zu riskant. Der Feind war zu nahe, die Gefahr zu groß, abermals gefangengenommen zu werden.

Plötzlich kamen ihm Zweifel an seinem Denken und Handeln. War es denn absolut richtig, was er bisher gedacht und gefühlt hatte: Lieber tot als in Gefangenschaft?

Er zögerte, hatte plötzlich Angst vor seinem eigenen Entschluß. Doch dann war alles wieder wie zuvor. Er wußte, daß er es nie fertiggebracht hätte, schon wegen der eigenen Kameraden nicht.

Behutsam ließ er sich wieder ins Wasser gleiten und schwamm noch ein Stück unter der Oberfläche in südlicher Richtung. Dann tauchte er auf, kletterte ans Ufer und lauschte. Da – plötzlich Maschinengewehrbeschuß! Sofort ging er in Deckung. Das Feuer war aus der Richtung gekommen, wo er den beiden Bewachern entwischt war.

Verflucht! Haben sie mich doch entdeckt? Durchfuhr es ihn. Hatte er einen Fehler gemacht? Er war sich dessen nicht bewußt. Auf jeden Fall mußte er schleunigst wieder ins Wasser zurück, dort war er sicherer als am Uferrand.

Diesmal tauchte er, nachdem ihm die Luft ausging, nur kurz auf und schwamm gleich wieder weiter. Es passierte nichts mehr, und er erreichte das Ende des Gewässers.

Von russischer Seite her erklang fernes Dröhnen von Panzermotoren. Hoch oben in der Luft orgelten deutsche Granaten zum Feind hinüber.

Es war Nebe klar, daß er nicht ewig in dem Morast hockenbleiben konnte. So leise wie möglich watete er auf das Ufer zu. Sein Gesicht war mit Schlamm bedeckt. Um seine Schultern und über dem Kopf hingen Schlingpflanzen, Gras, Binsengewächse und Schilf. Er sah aus wie ein Wassergeist,

der aus dem Sumpf ans Land gestiegen war, um in der Dunkelheit sein Unwesen zu treiben.

Hörte er richtig, oder war es eine Sinnestäuschung? Spielten ihm seine strapazierten Nerven einen Streich?

Nein! Jetzt vernahm er es noch einmal ganz deutlich, eine menschliche Stimme! Sie summte ein Lied. Das konnte nur ein Russe sein, der vielleicht gerade an etwas Besonderes dachte. Sicher einer der russischen vorgeschobenen Posten.

Der Soldat Nebe hatte das Ufer erreicht, legte sich hinter einer dicken Buche in Deckung und kroch von dort aus in Richtung auf das Stimmengeräusch zu.

Was er sah, ließ ihm den Atem stocken: Drei Sowjetsoldaten hockten in einem gut ausgebauten Maschinengewehrnest. Es waren Leute mit mongolischem Gesichtsschnitt. Einer rauchte, ein anderer schien zu schlafen, und der dritte hantierte an den Maschinengewehren und summte dabei seine Melodie. Nebe lag keine vier Schritte hinter ihnen.

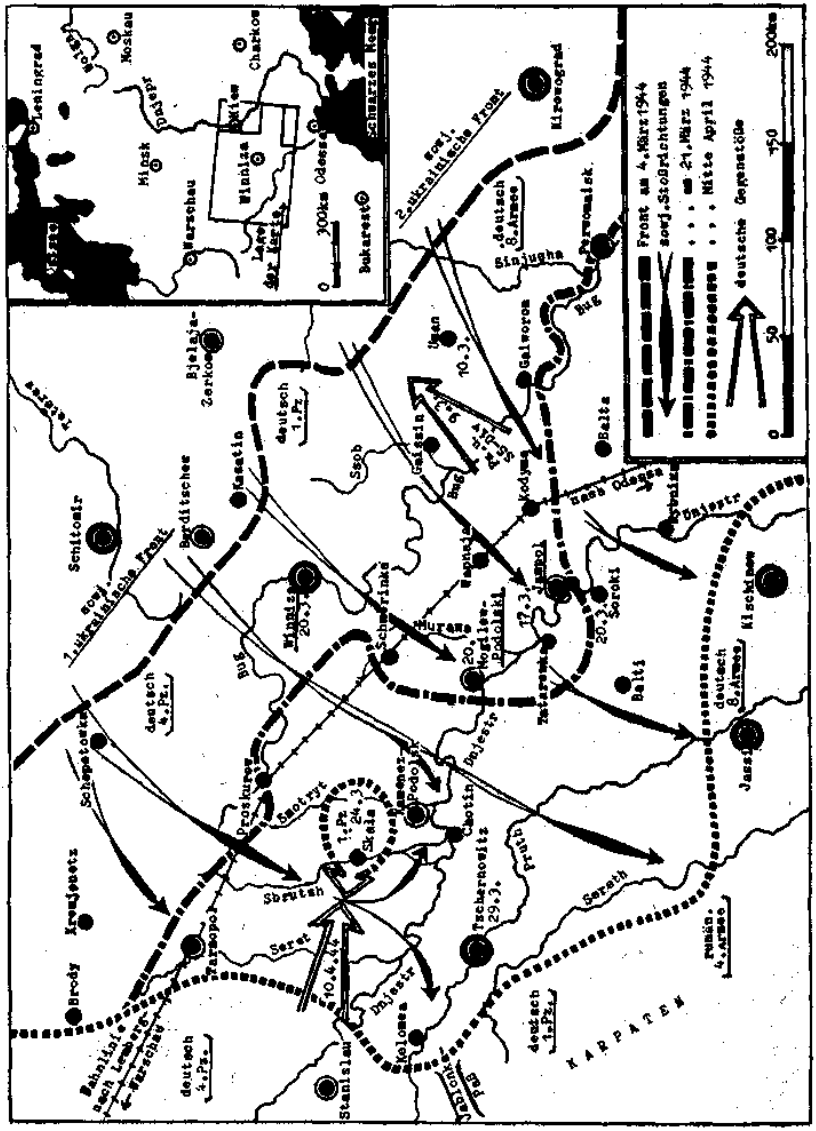
Gegen drei Bewaffnete war er machtlos, das stand fest. Also wieder zurück, auf der Uferböschung entlang oder durchs Wasser? überlegte er.

Ausgeschlossen! Da drüben warteten sie auf ihn, kämmten vielleicht schon das Ufergelände durch.

Nebe wurde jäh aus seinen Gedanken geschreckt. Der am Boden liegende Rotarmist stand auf, reckte sich, gähnte herzhaft und erklomm den Rand des MG-Nestes.

Nichtsahnend lenkte er seinen Schritt genau in die Richtung, wo der deutsche Soldat lag. Im letzten Augenblick bemerkte er die am Boden kauernde Gestalt, bückte sich – und fuhr mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

Doch da ging in dem Soldaten Nebe etwas vor, das er sich später selbst nicht mehr zu erklären vermochte. Ein fast animalischer Instinkt und die Verzweiflung über seine aussichtslose Lage trieben ihn blitzschnell zu einer tollkühnen Handlung.


Leningrad
Moskau
Minsk
Dnjepr
Charkow
Kiew
Minsk
Warschau
Schwarzes Meer
Bukarest
Odessa
Lage der Karte
Front am 4. März 1944
sowj. Stoßrichtungen
" " 21. März 1944
" " Mitte April 1944
deutsche Gegenstöße
sowj. 1. ukrainische Front
sowj. 2. ukrainische Front
deutsch 1. Pz.
deutsch 4. Pz.
deutsch 8. Armee
Rumän. 4. Armee
deutsch 1. Pz.
Schitomir
Berditschew
Kasatin
Bjelaja-Zerkow
Winniza
Proskurow
Schepetowka
Brody
Kremjenetz
Tarnopol
Sereth
Sbrutsch
Skala
Tschernowitz
Pruth
Dnjestr
Stanislau
Kolomea
Jassy
Kischinew
Soroki
Balti
Mogilew-Podolski
Murafa
Schmerinka
Kodyma
Odessa
Galizien
Galwowa
Lwow
Sbrutsch
Sereth
KARPATEN
0 50 100 150 200km

Er rannte hinter dem zurückweichenden Russen her, stand im nächsten Augenblick auf dem Rand des Maschinengewehrnestes und brüllte, wild gestikulierend und seine wenigen russischen Brocken benutzend: »Hände hoch!« und noch einiges dazu.

Die abergläubischen Mongolen sahen die schlammbesudelte schwarze Gestalt mit den umherwedelnden Schlingpflanzen, die funkelnden Zähne in dem schwarzen Gesicht, und mußten wohl im ersten Augenblick tatsächlich glauben, ein Gespenst vor sich zu haben.

Mit entgeisterten Mienen, die Münder angstvoll aufgesperrt, starrten sie auf die spukhafte Erscheinung. Sie standen reglos, wie gelähmt.

Wenige Augenblicke nur, aber sie genügten. Mit einer schnellen Bewegung riß er eine am Boden liegende Maschinenpistole an sich und nahm sie in Anschlag. Zu spät dämmerte es den Rotarmisten, daß sie es nicht mit einem Geist zu tun hatten, sondern mit einem waffenlosen, verdreckten deutschen Soldaten.

Nebe winkte ihnen unmißverständlich zu. Noch unter dem Eindruck des Schreckens verschränkten sie die Arme hinter dem Kopf.

»Dawai (Vorwärts)!«

Die Russen verstanden und bewegten sich in enger Reihe in Richtung auf die deutsche Hauptkampflinie zu.

Es war ein beschwerlicher Weg durch die Dunkelheit, denn der Mond lugte jetzt nur noch ab und zu durch die Wolken hervor. Die Gefangenen nur wenige Meter vor sich, hatte Nebe darauf zu achten, daß die Richtung eingehalten wurde und ihm die Russen nicht entwischten. Es ging durch sumpfige Senken, über leichte Bodenerhebungen hinweg, vorüber an mit Wasser gefüllten Granattrichtern.

So waren sie schon über hundert Meter vorangekommen, als plötzlich hinter ihnen mehr als ein halbes Dutzend

Leuchtkugeln die Nacht erhellte und ein russisches Maschinengewehr das Gelände mit Leuchtspurgarben abstreute. Auf deutscher Seite begann wie zur Antwort ein MG 42 zu rattern.

Die Männer warfen sich zu Boden. Einer der Russen schrie auf, griff sich an den Kopf, hatte Blut an der Hand. Sein rechtes Ohr war von einer Kugel glatt durchschlagen worden.

Nach einer Weile verstummte das Duell der Maschinenwaffen, und Nebe sprang auf.

»Vorwärts! Dawai!«

Willig befolgten die Rotarmisten den Befehl.

Noch zweimal mußte Deckung aufgesucht werden, bevor man in Rufweite der deutschen Hauptkampflinie angelangt war.

Nebe legte die Hände trichterförmig an den Mund und rief:

»Hallo, Kameraden! Hier spricht Grenadier Nebe, fünfte Kompanie! Nicht schießen! Bringe drei gefangene Russen mit!«

Es dauerte einige Sekunden, bis die Frage herüberklang:

»Parole?«

»Heidelberg!« antwortete Nebe und wollte sich gerade erleichtert aufrichten, als eine Stielhandgranate ein paar Meter neben ihm mit grellem Blitz krepierte.

»Hirnverbrannter Idiot!« schrie Nebe aufgebracht. »Willst du einen Kameraden auf dem Gewissen haben?«

Dabei fiel ihm ein, daß »Heidelberg« die Parole von gestern gewesen war. Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war 00.55 Uhr.

Ab Null Uhr gab es aber ein neues Losungswort, und das war ihm nicht bekannt.

Der Posten traute dem Frieden nicht, vermutete vielleicht die Falle eines deutsch sprechenden Feindes.

»Hör zu, Kamerad«, versuchte es Nebe noch einmal, »gestern abend – der russische Spähtrupp…«

Eine zweite Handgranate explodierte zwischen ihm und den Russen. Splitter sirrten, die Garbe eines Maschinengewehrs raste an ihnen vorbei.

Nebes lädierte Nerven begannen verrückt zu spielen. Es war einfach zuviel, was er in den letzten Stunden erlebt hatte.

Soeben grellte eine Leuchtkugel auf.

Da packte es ihn. Halb blind vor Wut und Verzweiflung und mit dem Ruf »Verfluchte Sauerei!« spurtete er los. Er spürte kaum die Kugel, die ihm einen Fetzen Fleisch aus dem Oberschenkel riß und sprang an dem verdutzten Posten vorbei in den Graben.

»Drei Russen – entwaffnet – zwanzig Meter…«

Seine Stimme krächzte. Mit letzter Anstrengung deutete er hinaus ins Niemandsland, wankte, suchte vergeblich nach einem Halt, sah Sterne vor seinen Augen und brach zusammen.

Geraume Zeit später befand sich Nebe, auf einem Strohsack liegend, in einem großen Raum. Sein linker Oberschenkel steckte in einem weißen Verband.

Ringsum Stöhnen, Schreien, Rufen, Bitten, Heulen, Fluchen. Hunderte von Soldaten – Kranke, Leicht- und Schwerverwundete – lagen eng zusammengedrängt auf Strohsäcken oder auch nur auf blankem Stroh und warteten auf erste Hilfe: Ein Hauptverbandsplatz hinter der Front.

Sanitätspersonal, Ärzte, Rotkreuzschwestern in blutverschmierter weißer Kleidung eilten hin und her, schwitzend, übermüdet, mit grauen Gesichtern. Ein Oberstabsarzt sortierte.

Für aussichtslose Fälle war ein Extraraum da. So schnell wie möglich wurden diese stummen, oft noch stöhnenden oder schreienden Menschenbündel weggeschafft.

Andere mit Aussicht auf erfolgreiche Behandlung warteten, nachdem man sie ärztlich versorgt hatte, auf den Abtransport ins Feldlazarett oder gar in die Heimat.

Die leichteren Fälle blieben meist nur einige Tage da, dann ging es wieder nach vorn an die Front.

Nebe beobachtete einen noch jungen Unterarzt, der unzähligen sich krümmenden, schreienden Gestalten schmerzstillende Injektionen verabreichte.

»He, Kumpel, haste was zu rauchen?«

Nebe drehte sich zur Seite und blickte in das zerfurchte Gesicht eines älteren Obergefreiten.

»Na klar«, antwortete er, »allerdings nur noch ein paar Billige.«

»Macht nichts!«

Sie rauchten.

»Wo hat's dich erwischt?«.

»Oberschenkel. Wahrscheinlich glatter Durchschuß. Weiß nicht genau.«

»Aha!«

»Und du?«

»Steckschuß im Hintern! Rechts!«

Nebe schluckte.

»Tut's weh?«

»Keine Bohne.«

Der Obergefreite hustete. »Heimatschuß haben wir beide nicht, leider! 'n paar Tage, dann schieben sie uns wieder ab.«

»Eigentlich schade«, sagte Nebe, »ein paar Wochen Lazarett, dann vierzehn Tage Heimaturlaub – zu schön, um wahr zu sein!«

Der Obergefreite neigte sich vor.

»Neben dir«, raunte er, »der kleine Dicke, der macht auf Rheuma. Sie sagen, er simuliert!«

Langsam drehte sich Nebe zur anderen Seite.

Der als klein und dick Bezeichnete trug eine dunkle Hornbrille und hatte ein kluges Gesicht.

»Sprich nur laut, Oberschnäpser (Landserausdruck für Obergefreiter)!« sagte er. »Kann ja jeder hören, daß sie mich als Simulanten bezeichnen. Aber ich habe wirklich Rheuma und außerdem ein Attest von einem Facharzt aus Breslau,

der…«

Der Obergefreite schien anderer Meinung zu sein. »Dein Attest, das sage ich dir, kannst du dir sonstwo hinstecken. Mit Rheuma kommst du bei den K.v.*-Machern nicht durch. Wetten?«

»Ist gemacht, Oberschnäpser! Um fünf Mark! Einverstanden?«

»Einverstanden!«

»Gut! Wenn ich in drei Tagen noch hier bin, bekommst du fünf Mark von mir.«

Sie reichten sich über Nebe hinweg die Hände, der schlug durch.

Um 11.30 Uhr war Visite. Ein Oberarzt, ein Sanitätsunteroffizier und eine Rotkreuzschwester erschienen.

Der Oberarzt schien ein jovialer Herr zu sein, er lächelte verbindlich, wie immer, auch bei Bauch- und Kopfschüssen. Die Schwester notierte eilfertig alles auf einem Block, was er sagte.

Einigen Verwundeten wurde der Verband ganz abgenommen, manche erhielten noch ein Pflaster.

»K.v., melden Sie sich auf der Schreibstube!«

Der eine oder andere versuchte zu protestieren, behauptete, noch Schmerzen zu haben, noch nicht k.v. zu sein.

Das Lächeln des Oberarztes wurde dann um einen Grad verbindlicher, das Grinsen des Unteroffiziers um einen Grad gemeiner.

Nebe ließen sie in Ruhe.

»Schmerzen?« wurde er nur gefragt.

»Nein, Herr Oberarzt!«

Dieselbe Frage ging an den Obergefreiten Köhler.

»Jawoll, Herr Oberarzt, starke Schmerzen«, log er.

»Morgen besser!«

»Jawoll, Herr Oberarzt. Morgen besser!«

* kriegsverwendungsfähig

Die Schwester notierte etwas. Nebe überlegte, was wohl, denn der Herr Oberarzt hatte weiter gar nichts gesagt. Vielleicht schrieb sie; »Obergefreiter Köhler – morgen besser!«

»Gefreiter Winkelmann, Rheumatismus beide Knie«, meldete sich Nebes Nachbar.

»Was sind Sie eigentlich von Beruf?« wollte der Oberarzt wissen.

»Medizinstudent, achtes Semester, Herr Oberarzt!«

»Ah, so, aha! Kollege in spe! Na, woll'n mal sehen!« Er tippte mit dem Zeigefinger auf eines der Knie.

»Au!«

»Schmerzen?«

»Jawoll, Herr Oberarzt, Schmerzen!«

Der Sanitätsunteroffizier fletschte seine gelben Zähne, und der Oberarzt sagte:

»Fachlazarett!«

Die Rotkreuzschwester notierte, die Visite wurde fortgesetzt.

Winkelmann schmunzelte und streckte die Hand aus. Der Obergefreite seufzte, machte auf gekränkt.

»War unfair – Kollegen unter sich – konnte ich ja nicht wissen!«

Drei Tage später nahmen sie Nebe den Verband ab.

»Heilt gut ab«, sagte der Oberarzt, »war halb so schlimm!«

»Jawoll, Herr Oberarzt, war halb so schlimm!«

»Morgen etwa oder übermorgen.«

Die Schwester notierte. Auch der Obergefreite Köhler war für diese Tage zur Entlassung vorgesehen, viele andere ebenfalls.

»Die brauchen Platz für neues Schlachtvieh«, sagte einer laut.

Stöhnen, Seufzer, Gebrüll antworteten ihm.

Die Feldpost brachte Briefe und einigen sogar Päckchen aus der Heimat. Am Nachmittag erhielt auch Nebe einen

Feldpostbrief, Für den Soldaten an der Front war das immer ein Geschenk.

Einen Augenblick zögerte er, ehe er den Umschlag öffnete, denn er trug diesmal nicht die Handschrift seiner Frau Erika, sondern die übertriebenen Schnörkel ihres Vaters.

Aha, dachte Nebe belustigt, der hat sich nun doch einmal zu ein paar Zeilen aufgeschwungen. Sein Schwiegervater stand ihm nicht besonders nahe, und ein Brief von seiner Frau wäre ihm lieber gewesen. Trotzdem freute er sich über den Gruß aus Berlin.

Er riß den Umschlag auf, faltete das inliegende Blatt auseinander, überflog die ersten Zeilen, und seine Augen weiteten sich, wurden plötzlich starr. Seine Hände zitterten, und das blasse Gesicht nahm ein fahles Grau an. Wieder und wieder las er die wenigen Worte, die jetzt vor seinen Augen zu verschwimmen begannen.

»Nein«, flüsterte er, »nein, das gibt es nicht! Das ist einfach nicht wahr!«

Den letzten Satz hatte er herausgeschrien. Die verwundeten Kameraden in seiner nächsten Umgebung wurden aufmerksam.

»Is'n mit dem los?« wollte einer wissen.

Nebe hörte es nicht. Er hörte nichts und sah nichts. Mit einem trockenen Aufschluchzen vergrub er das Gesicht im Strohsack.

Köhler sah, wie Nebes Körper unter der Decke zuckte.

»Was ist denn? Kann ich dir helfen, Kumpel? Soll ich vielleicht die Schwester…?«

Nebe warf sich herum, lag wieder auf dem Rücken, reglos starrte er auf einen imaginären Punkt.

Der Obergefreite sah die Tränenspuren und fragte nichts mehr. Er hielt ihm nur auffordernd seine Zigarettenpackung hin.

Statt zuzugreifen erhob sich Nebe, zerknüllte den Brief und warf ihn achtlos zur Seite. Mit langsamen Bewegungen,

gebeugt, wie unter einer schweren Last, wankte er durch den Baum.

Köhler griff nach dem Brief und glättete das Papier mit der flachen Hand. Erschüttert las er die inhaltsschweren Worte:

»… beim letzten Bombenangriff – die Kinder haben nichts gespürt – müssen sofort tot gewesen sein – Erika – im Krankenhaus gestorben – das Bewußtsein nicht wiedererlangt – eine Sprengbombe – kein einziger Hausbewohner hat überlebt…!«

Mit starrem Gesicht ließ Köhler den Brief sinken.

»Armer Junge«, kam es tonlos über seine Lippen. Nachdenklich blickte er Nebe hinterher und sah, wie der junge Soldat die Tür zum Arztzimmer hinter sich schloß.

Seit dem frühen Morgen tobte die Schlacht. Der Angriff deutscher Sturmtruppen war im konzentrierten Abwehrfeuer der Sowjets liegengeblieben.

Hauptmann Sasse fuhr mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn. Er lag zwischen den Resten einer zerschossenen Lehmkate und beobachtete durch sein Doppelglas die gegnerische Front.

»Engelmann!«

Der junge Fähnrich robbte zu seinem Kompaniechef heran.

»… woll, Herr Hauptmann!«

»Der Telegrafenmast – achthundert Meter, einen Daumensprung links, sehen Sie die Baumgruppe, Sträucher, einzelne Häuser?«

»Jawohl, Herr Hauptmann!«

»Fresse Ihre Knobelbecher, wenn dort nicht mindestens ein halbes Dutzend T 34 in Bereitstellung stehen!«

»Schon ausgemacht, Herr Hauptmann. Unsere Pak müßte …« Fähnrich Engelmann vollendete seinen Satz nicht, sondern zog den Kopf ein wie der Hauptmann.

Granateinschläge russischer Feldgeschütze lagen zwischen

ihnen, glühende Splitter surrten, Staub, Pulverschwaden quirlten herum.

Eines der scharfkantigen Stahlteilchen ratschte über seinen Stahlhelm, schlitzte ihn leicht auf. Engelmann befühlte mit der Hand den Schaden, nahm den Stahlhelm ab, tastete nach seinem Schädel.

Schwein gehabt! Kopfhaut nicht einmal geritzt! Die Flugbahn des Splitters drei Zentimeter tiefer – und es wäre aus gewesen!

Der Fähnrich stellte es sich vor: Er lag im Dreck, so wie jetzt, Blut quoll unter dem Helm hervor, färbte braune Erde rot. Sie drehten ihn auf den Rücken, untersuchten, fanden, daß kein Leben mehr in ihm war, brachen die Erkennungsmarke durch, nahmen das Soldbuch. Dann Heldengrab, einfaches Birkenkreuz, verziert mit durchlöchertem Stahlhelm! Der junge Offiziersanwärter fröstelte.

Hauptmann Sasse robbte einige Meter zurück. Hinter einem Strauch mit roten Blüten wälzte sich der Obergefreite Seibert in verbissenem Schmerz. Ein handgroßer Granatsplitter hatte seinen Unterleib aufgerissen. Er stöhnte, bettelte:

»Nicht liegenlassen, Herr Hauptmann, bitte, bitte – nicht – liegenlassen!«

Der Offizier zündete eine Zigarette an und steckte sie dem Sterbenden zwischen die Lippen.

»Wir holen Sie raus, Seibert, kein Problem. Endlich ’n Heimatschuß, was, freuen Sie sich doch!«

Der Obergefreite lächelte noch einmal, dankbar, mit verlöschendem Blick.

Am Himmel tauchten plötzlich russische Ratas (Jäger) auf.

»Vier – sechs – neun – Stück!« zählte der Soldat Geisinger. Hunderte deutscher Landseraugen verfolgten die Flugzeuge. Vierlingsflak feuerte, Geschoßketten aus Maschinengewehren jagten in den Himmel.

Eine der J-16 kurvte plötzlich brennend aus dem Verband,

eine schwarze Rauchfahne hinter sich herziehend. Im letzten Augenblick sprang der Pilot aus dem wegsackenden Kasten, sein weißer Fallschirm blähte sich im Wind. Die Maschine kam ins Trudeln, überschlug sich zweimal und explodierte mit greller Stichflamme wenige Meter über dem Boden.

Drüben bei der Flak brüllten sie.

Die anderen Maschinen hatten inzwischen gewendet. Die gleißende Sonne im Rücken, schossen sie im Tiefflug über den Erdboden. Ihre Bordwaffen spuckten Feuer. Drei Mann einer Flak-Batterie wurden tödlich getroffen.

Der Soldat Geisinger kauerte hinter einem umgestürzten Panjewagen. Mit der Gemütsruhe des echten Schwaben vom Lande aß er ein Stück harten Zwiebelkuchen und trank aus einer kleinen Glasflasche sein Kirschwasser. Beides hatte er im letzten Feldpostpäckchen aus der Heimat vorgefunden.

»Mensch, Geisinger, hau dich doch hin!« rief der Gefreite Kirch. »Ja, Kreizbombenelement, warum denn?« fragte Geisinger zurück und kaute genußvoll seinen Lieblingskuchen. »Man wird doch noch veschpere dürfe?« fügte er noch hinzu.

»Wumm!«

Eine Granate schlug vor dem Panjewagen ein. Holz- und Eisensplitter wirbelten am Zwiebelkuchen und an dem essenden Soldaten vorbei.

»Magscht auch a Stückle?« fragte er mit gewinnendem Lächeln den Gefreiten.

»Vollblutidiot!«

»No, no!« brummte Geisinger.

Rasende, feuerspeiende Schatten jagten heran. Ein Splitter traf die Schnapsflasche. Glas splitterte. Kostbares Kirschwasser versickerte.

Das war Geisinger denn doch zuviel. Wütend erhob er sich, drohte den schon weit entfernten Tiefffliegern mit erhobener Faust. Seine blutende Hand Schien ihn nicht zu interessieren.

Der Gefreite Kirch war von dem schwäbischen Kameraden

eine ganze Menge gewöhnt, aber soviel geradezu heilige Einfalt war ihm doch noch nicht vorgekommen. Er sah seinen Kumpel entgeistert an.

»Sag mal, ist bei dir wohl ’ne Schraube locker da oben?« Er tippte mit dem Zeigefinger an die Stirn.

Für die Ratas anscheinend völlig unerwartet, griffen drei deutsche Me 109 in den Kampf ein. Wie aus dem Nichts kommend, erschienen sie plötzlich am Himmel, packten den überraschten Feind von hinten, und schon nach wenigen Sekunden zerschellten zwei russische Jäger am Boden.

Eine wilde Kurbelei begann nun. Die Russen zogen steil nach oben, versuchten alle Tricks, den zahlenmäßig schwächeren Gegner auszuschalten. Aber die Jäger mit den schwarzen Balkenkreuzen am Rumpf schienen ihr Handwerk zu verstehen.

Schon nach einer weiteren Minute schmierte die dritte Rata ab, stürzte in einen See, und eine vierte suchte ihr Heil in der Flucht, eine grauschwarze Rauchfahne hinter sich herziehend.

Bei jedem Abschuß hallte aus den Gräben vielstimmiges Geschrei.

Gespannt verfolgten die Grenadiere den Luftkampf. Immer noch standen vier russische Jäger gegen drei deutsche Messerschmitt-Maschinen.

Der Kampf war bald entschieden. Gleichsam mitten in der Sonne explodierte ein weiteres gegnerisches Flugzeug. Eine Tragfläche mit dem roten Sowjetstern brach ab und segelte mit kreiselnder Bewegung nach unten.

Daraufhin drehten die restlichen Ratas nach Osten ab, verfolgt von den Me 109.

Im Abschnitt der 5. Kompanie war der russische Pilot gefangengenommen worden, der sich durch Fallschirmabsprung hatte retten können.

Oberleutnant von Wildenstein nahm sich den Mann sofort vor. Er hatte dabei sogar Glück, denn der Russe sprach

gebrochen deutsch. Ein noch ziemlich junger Mann, stellte von Wildenstein fest, bereits Leutnant, mit einer hohen Stirn und klugen, wachsamen Augen. Das kurze Verhör fand hinter den Trümmern eines Lkw statt.

Von Wildenstein bot dem Mann eine Zigarette an.

»Dank!« sagte der Russe und betrachtete den Deutschen mit unverhohlener Neugier.

Aber auch von Wildenstein musterte sein Gegenüber mit Interesse. Er sah die gepflegten Hände seines Gegners, das aufgeschlossene Gesicht.

Sieh mal einer an, dachte er, so was gibt es also auch unter denen. Und warum auch nicht? fragte er sich gleichzeitig. Haben denn Propaganda und Hetze unsereinen schon dermaßen beeinflußt, daß man bereits glaubt, alle Russen seien nur Panjes und minderwertige Geschöpfe?

Die Gedanken des Gefangenen mochten ähnlich sein. Wahrscheinlich war er überrascht, in dem jungen deutschen Offizier einen so freundlichen »Fritz«* vor sich zu haben und auch bei den anderen Feldgrauen durchaus menschliche und sympathische Gesichter festzustellen. Der russische Offizier lächelte, Wildenstein tat es ebenfalls.

Menschlich verstand man sich, aber der eine kämpfte für einen roten Stern, der andere für ein schwarzes Hakenkreuz. Welch ein Teufelskreis!

Wildenstein erfuhr, daß tiefgestaffelte russische Bereitstellungen und Verteidigungsanlagen jeden deutschen Vorstoß abfangen würden.

Eine Lüge, um seinem Vaterland auch noch in Gefangenschaft einen Dienst zu erweisen, dachte der Oberleutnant, oder spricht er die Wahrheit?

»Wir chaben serr viel Panzer, chaben serr viel Infanterie und chaben viel Kanon«, sagte der Leutnant.

… und wenig zu fressen wie wir, ergänzte der Oberleutnant

* russ. Ausdruck für Deutsche

in Gedanken. Na schön, mag der spinnen mit seinen vielen Kanonen und Panzern oder nicht, dachte von Wildenstein, wir werden es ja erleben. Er drehte sich um.

»Feldwebel Rieger!«

»Herr Oberleutnant!«

»Liefern Sie den Herrn Leutnant wohlbehalten im Bataillonsgefechtsstand ab!«

»… woll, Herr Oberleutnant!«

Wildenstein grüßte seinen Gegner respektvoll, der gab den Gruß ebenso zurück.

Major Roßmann war wütend. Er versuchte aber, seine Erregung zu meistern. Die Leute vom Bataillonsstab merkten, daß der »Alte« wieder einmal unter Hochdruck stand.

Feldtelefone schrillten. Funker sendeten und empfingen. Ordonnanzen rannten, Melder flitzten.

Im Bunker des Bataillonskommandeurs, an den Wänden, auf den Kartentischen, überall Pläne, Skizzen, Generalstabskarten. Der Major stützte sich auf einen Tisch, auf dem der letzte schriftliche Regimentsbefehl lag. Zeige- und Mittelfinger des Offiziers trommelten einen nervösen Takt.

»Klarer, typischer Fall!« murmelte er. »Je weiter ab vom Schuß, desto leichter stellt man sich alles vor. Schon immer so gewesen. Es paßt denen da hinten offenbar nicht, daß die gesteckten Ziele, die Kampfaufträge also, in letzter Zeit nicht eingehalten wurden. Und wen macht man dafür verantwortlich? Natürlich mich, den Bataillonskommandeur!«

Der Major lachte. Es war kein gutes Lachen. Was er dachte, wußte niemand. Vielleicht das:

Ihr fronterfahrenen Größen! Wißt ihr denn überhaupt, welche Leistungen jeder einzelne Landser hier vollbringt? Habt ihr eine Ahnung davon, daß jeder Meter Boden mit Blut und Schweiß getränkt ist? Nein, ihr wißt es nicht, ihr kennt den Krieg nur aus sicherer Entfernung. Wenn der Gegner

durchbricht, das wißt ihr sofort. Dann haut ihr ab, das könnt ihr am besten, bringt eure Hintern in Sicherheit.

Roßmanns Wut steigerte sich. An einem großen viereckigen Nebentisch beugten sich einige Offiziere über eine Generalstabskarte. Blaue und rote Fähnchen zeigten den Verlauf der deutschen und russischen Linien an.

Schweigend hantierten die Stabsgehilfen mit Zirkel, Lineal, Blau- und Rotstiften, warfen Zahlen auf einen Block, rechneten, kritzelten Worte auf Papier, zeichneten Balken, Kreuze, Striche. Neben ihnen standen einige Gestalten in verdreckten Uniformen.

Der Major trat an den Tisch,

»Nun, meine Herren?«

Oberleutnant von Wildenstein blickte auf. Sein Gesicht drückte ernste Besorgnis aus.

»Nach meinem Erachten, Herr Major, wird es schwer werden«, meinte er nach einer Weile nachdenklich.

»Schwer? Sagten Sie schwer?« Hauptmann Sasse, der ebenfalls anwesend war, hatte das gesagt. Er warf einen schrägen Blick auf den Kompaniechef der Fünften. In seiner Stimme klang verhaltener Zorn.

»Ich sage Ihnen, es wird nicht nur schwer, es wird unmöglich sein. Wir jagen ein ganzes Bataillon in den sicheren Tod. Wir wissen aus Gefangenenaussagen, von Spähtrupps und Luftaufklärung, daß der Feind in unserem Abschnitt über eine Stärke verfügt, über eine Abwehrkraft, die es geradezu als Wahnwitz erscheinen läßt, ihn an dieser Stelle anzugreifen. Wenn wir keine Panzer, Pionier- und Luftunterstützung erhalten, dann…«

»Herr Sasse, Sie verkünden keine Neuigkeiten!« unterbrach ihn Major Roßmann scharf. »Ich muß wohl nicht erst darauf hinweisen, daß Sie Männer mit Fronterfahrung hinter sich haben.«

Die Augen des Majors funkelten hinter seiner randlosen

Brille. Innerlich gab er dem Hauptmann aber wahrscheinlich recht.

Der Kampfauftrag des Regiments kam nach den letzten starken Ausfällen ohne Verstärkungen und ohne Panzerunterstützung tatsächlich einem reinen Selbstmord gleich. Der Bataillonskommandeur begann hin und her zu laufen. Seine Nervosität schien anzustecken.

Hauptmann Sasse zündete sich eine Zigarette an. Er wußte, daß er sich dadurch das Mißfallen des Majors zuzog, den er als Nichtraucher kannte. Er, der Führer der 6. Kompanie, fühlte sich durch die Bemerkung Roßmanns nicht wenig gekränkt.

Der Bataillonskommandeur öffnete die Tür zum Nebenraum.

»Leutnant Höhn!«

Ein Ordonnanzoffizier nahm Haltung an.

»Nochmals eine Verbindung mit dem Regiment, aber dringend, sage ich Ihnen! – Was ist? Was haben Sie?«

»Eine Meldung vom Regimentskommandeur persönlich, Herr Major!« Leutnant Höhn übergab seinem Chef einen Bogen. Roßmann überflog die Zeilen.

»Waaaas? Und damit kommen Sie nicht sofort zu mir?« brüllte er, aber seine Augen strahlten. Er knallte das Papier auf den Tisch.

»Meine Herren, der Herr Regimentskommandeur teilt persönlich mit, daß meiner dringenden Bitte stattgegeben werden konnte. Die Division hat Ersatz zugesagt. Auch für unseren Abschnitt trifft Verstärkung ein, noch in dieser Nacht, drei Marschkompanien, meine Herren, weiterhin Sturmpioniere und Panzer.«

Der Major räusperte sich.

»Sehen Sie jetzt noch irgendwelche Schwierigkeiten, Herr Sasse?« Er lachte, wartete eine Antwort gar nicht ab.

»Wo bleiben denn die Herren der 7. und 8. Kompanie? Verdammt noch mal, Herr Höhn, kümmern Sie sich darum!«

Der Bataillonskommandeur hatte sich wieder gefangen, war

wieder der alte Optimist. »Ganze Neuigkeiten ergeben sich, Herr von Wildenstein, eine völlig neue Lage«, meinte er aufgeräumt. »Wir werden uns jetzt etwas einfallen lassen, daß dem Gegner Hören und Sehen vergeht. Morgen früh…«

Den ganzen Tag über hatten die glühenden Strahlen der Sonne das Land versengt, aber nun, am Abend, ballten sich – von Nordosten kommend – schwarze Wolken zusammen.

Am westlichen Horizont verabschiedete sich der Tag mit einem Streifen fahlgelben, unwirklichen Lichts. Aus der dunklen, tiefhängenden Wolkenwand züngelten erste Blitze. Fernes, dumpfes Grollen kündete ein nahendes Unwetter an.

Oder war es schon die Nähe der Front, das Aufbrüllen noch weit entfernter Geschütze?

Plötzlich aufkommender Wind wehte über Flußniederung und Rollbahn und brachte den dort marschierenden, schwitzenden, ausgedörrten Landsern Erfrischung, aber auch verschiedenartigste Gerüche: von Bränden und Leichen!

Monoton klopften die Knobelbecher ihren eintönigen Takt, untermalt vom blechernen Scheppern des Sturmgepäcks. Keiner der Männer der Marschkompanien kannte den Weg, auf den man sie geschickt hatte, keiner das Ziel. Nicht einer war da, der fragte. Sie alle hatten gelernt, zu schweigen.

Bald umhüllte Nacht die marschierende Kolonne. Erste dicke Tropfen klatschten auf Stahlhelme, in den Staub der Straße.

Dann schienen die Wolken zu bersten. Es schüttete wie aus Kübeln. Wilde Blitze zerrissen die Nacht und tauchten die sich bewegenden Stahlhelmreihen und Zeltbahnen für Sekunden in makabres, fahles Licht.

Donner rollte, die Erde zitterte.

Irgendwo im Gelände endete die Rollbahn. Der Weg führte weiter durch einen stockdunklen Waldpfad. Plötzlich ein scharfes Heulen in der Luft!

Jeder kannte diese Melodie zur Genüge. Sekunden, bevor die

Granaten einschlugen, lagen die Landser flach, preßten Körper und Kopf an den Boden.

Eine der Granaten detonierte dicht neben dem Pfad, vernichtete eine junge Birke, trennte einem jungen Landser die linke Hand glatt vom Arm.

Der erste Ausfall!

Die erste Drohung der nahenden Front!

Nach kurzem Wolkenbruch erfolgte Landregen. Ganz allmählich ließ auch die Wildheit elektrischer Entladungen nach.

Nach einer halben Stunde war der Wald durchschritten. Weit vorn geisterten Leuchtkugeln durch die Regennacht, Granatwerfereinschläge, vereinzelte Schüsse, Maschinengewehrgeknatter: die Hauptkampflinie.

»Ganze halt!«

Geflüsterte Kommandos wurden gegeben. Ein paar Melder rannten los, die Zug- und Gruppenführer erteilten Befehle, lautlose Schatten bildeten Reihen. Auf- und eingeteilt wurden die Gruppen in ihre Bereitstellungen geführt.

Es ging über weite, von Granaten zerhackte Sonnenblumenfelder und durch morastiges Gelände. Je näher die Front rückte, desto öfter mußte Deckung genommen werden.

Das Feuer auf die deutsche Linie verstärkte sich. Ahnte oder wußte der Russe etwas von den Angriffsvorbereitungen?

Die letzten Strecken bis zu den Gräben und Deckungslöchern wurden von den Soldaten in kurzen Sprüngen zurückgelegt. Sprung auf! Drei, vier hastende Bewegungen, Deckung! Schnüre von Leuchtspurgarben pfiffen über sie hinweg, Granaten heulten heran, vorbei, schlugen ein, wühlten im Erdreich, ließen glühende Splitter regnen.

Irgendwo ein verwehter Ruf nach dem Sanitäter. Unersättliche Bestie Krieg!

Oberleutnant von Wildenstein beobachtete durch sein

Nachtglas das Niemandsland, blickte hinüber zur russischen Hauptkampflinie. Der Gegner schien nervös zu sein. Pausenlos stiegen Leuchtkugeln hoch, Maxim-Gewehre knatterten.

»Es muß diese Nacht unbedingt noch ein Spähtrupp gelaufen werden«, wandte sich der Oberleutnant an den neben ihm stehenden Leutnant Seitmann.

Der Leutnant, ein noch junger Mann von 22 Jahren, stützte sich mit den Ellbogen auf den Rand des Deckungsloches und beobachtete ebenfalls durch ein Glas die gegnerische Front. Stumm schüttelte er den Kopf.

»Bei dem Feuerzauber, den die da drüben veranstalten?« gab er zu bedenken.

Er war alles andere als furchtsam, das bewiesen die Auszeichnungen, die er trug: neben EK I und EK II, das Sturmabzeichen und das Verwundetenabzeichen in Gold.

»Gerade bei dem Feuerzauber, Herr Seitmann«, beharrte der Oberleutnant. »Die sind sich sicher, daß wir in der bleihaltigen Luft schön zu Hause bleiben.«

Der Leutnant schwieg, setzte das Glas ab. Eine Granate orgelte heran. Die Offiziere duckten sich. Die Explosion erfolgte wenige Meter vor dem Deckungsloch. Die beiden Männer wurden mit Erdbrocken überschüttet

»Schlechte Richtkanoniere, da drüben«, sagte der Leutnant mit einem verzerrten Grinsen und klopfte sich den Dreck von der Uniform.

Wildenstein lächelte ebenfalls reichlich schief.

»Wir sind eben noch nicht an der Reihe mit dem Krepieren, mein lieber Seitmann. Aber zur Sache. Stellen Sie doch einen Spähtrupp zusammen, einen ganz kleinen, nicht mehr als drei Mann. Ausgesuchte Leute.« Er blickte auf seine Armbanduhr. »Muß dringend zurück zum Gefechtsstand!«

Freundschaftlich klopfte er dem jungen Offizier auf die Schulter, lächelte ihm aufmunternd zu und verschwand im Dunkel der Grabenwindungen.

Leutnant Seitmann ging von Gruppe zu Gruppe seines Zuges. Überall fand er ein paar nette Worte für seine Leute.

Die Landser hatten ihre Zeltplanen umgelegt und warteten. Manche fluchten, stampften mit den Knobelbechern das Wasser in den Deckungslöchern zu dünnem Erdbrei, andere versuchten zu schlafen, träumten im Halbschlaf von Heimat und Frieden.

Der Grenadier Nebe fluchte nicht. Er träumte auch nicht, schon gar nicht von Heimat und Frieden. Von ihm aus hätte der Krieg noch ewig dauern können. Heimat? Was war denn das? Die Stadt Berlin etwa?

Ja, sie war es einmal gewesen, als sie noch dort waren und auf ihn warteten, an ihn dachten – Erika und die Kinder!

Jetzt wartete niemand mehr auf ihn, nur noch die Gräber seiner Lieben. Zu wem sollte er eines Tages zurückkehren?

Überhaupt nicht – gar nicht mehr zurückkehren! Hoffentlich! war der Gedanke, der den jungen Grenadier Nebe erfüllte, seit er vom Hauptverbandsplatz zurück war.

»Lemmberg«, sagte der Leutnant zu dem Unteroffizier, »brauche zwei Mann, Spähtrupp! Gute Leute, mit Erfahrung! Sie verstehen?«

»Herr Leutnant, wie wär's mit mir selbst?«

Lemmberg grinste breit.

»Sie? Sollten eigentlich bei Ihrer Gruppe bleiben, Lemmberg, aber Obergefreiter Schmechel kann solange das Kommando übernehmen. Gut, Lemmberg, Sie und ich, wir sind zwei, wen nehmen wir noch mit?«

Seitmann war einer jener erfahrenen Zugführer, der bei seinen Männern beliebt und geschätzt war. Auch die »alten«, durch viele Höllen gegangenen Frontsoldaten, mochten ihn, und das wollte schon etwas heißen.

Etwas abseits stehend hatte Nebe die Unterhaltung Lemmbergs mit dem Leutnant mitbekommen. Er drehte sich in seinem Dreckloch halb um, nahm Haltung an.

»Wenn Herr Leutnant gestatten, dann würde ich gern…«

»Nebe, Sie?« wunderte sich Seitmann. Er warf dem schlanken Berliner einen bewundernden Blick zu, schüttelte dann aber den Kopf und meinte: »Nein, mein lieber Nebe, daraus wird nichts. Sie sind ja erst seit gestern vom Hauptverbandsplatz zurückgekommen. Sparen Sie Ihre Kräfte. Morgen früh geht es sowieso rund. Sie kommen schon noch auf Ihre Kosten!«

Nebe gab sich einen Ruck. »Herr Leutnant!« Mehr sagte er nicht, mehr brachte er nicht heraus. Aber der Ton, die Haltung, die Augen. Es strahlte etwas von ihm aus, das den Leutnant aufmerksam werden ließ. Trotzdem zögerte er noch.

Bei diesem Spähtrupp stand zuviel auf dem Spiel. Dann traf sein Blick noch einmal die Augen des jungen Soldaten, in denen er einen beschwörenden Ausdruck zu bemerken glaubte.

»Gut, Nebe! Sie sollen Ihren Willen haben. Machen Sie mir aber keinen Ärger!«

»Jawoll, Herr Leutnant, danke, ich werde…«

»Schon gut! Schon gut!«

Leutnant Seitmann winkte ab. Was ist mit diesem Nebe eigentlich los? mochte er denken. Habe ihn so noch nie erlebt. Irgend etwas stimmt mit dem Jungen doch nicht. Werde auf ihn achtgeben müssen.

»Wir starten in zehn Minuten! Jeder vier Eierhandgranaten, Pistole Nullacht (08), Seitengewehr, mehr nicht. Alles klar?«

Die beiden Landser bestätigten.

Genau um 22.15 Uhr begann das Unternehmen. Der Leutnant übernahm die Führung. Leuchtspurschnüre pfiffen kreuz und quer durch die Nacht. Irgendwo in der Ferne röhrten Panzermotoren. Stahlkolosse, die in Bereitstellung gingen? Kamen die Motorengeräusche vom Russen herüber? Oder waren es schon die eigenen angekündigten Tiger-Panzer?

Die Soldaten lauschten. Im Krachen der Granaten und im Geknatter der Maschinenwaffen war es unmöglich, die

Schallrichtung zu bestimmen. Immer nur einer schlich, hastete, zur nächsten Deckung, zum nächsten Trichter. Die anderen beiden beobachteten, jederzeit bereit, den Kameraden und sich selbst zu verteidigen.

Im Schein der Granaten und Leuchtkugeln lagen sie starr, bewegungslos und nutzten die kurzen Pausen der Dunkelheit. Schattenwesen gleich bewegten sie sich gegen den Feind.

Allmählich hörte es zu regnen auf. Ein frischer Wind zerriß die Wolkendecke. Blanke Sterne funkelten vom Himmel.

Das Maschinengewehrfeuer verebbte mehr und mehr, dafür beschoß der Gegner das deutsche Verteidigungssystem jetzt mit »Stalinorgeln« (Raketengeschütze) und Feldhaubitzen.

Irgendwie mußten die Sowjets von den deutschen Angriffsvorbereitungen Wind bekommen haben, sei es durch Spähtrupperkundung, Luftaufklärung, Abfangen von Funksprüchen – oder gar durch Verrat!

Schwerer Beschuß, mitten in eine Bereitstellung hinein – das war der Alptraum eines jeden Militärstrategen. Auch der Leutnant dachte daran, als über seiner kleinen Gruppe die Raketengeschosse und die Granaten jaulend ihre Bahn zogen.

Unteroffizier Lemmberg robbte auf eine im Schein einer Leuchtkugel dunkel sich abhebende Silhouette zu. Was, zum Teufel, liegt da im Gelände? fragte er sich. Ein zerschossenes Sturmgeschütz, ein ausgebrannter Lkw? Der Unteroffizier tastete sich behutsam heran.

Aha! Eine der abgeschossenen Ratas! Die Motorpartie hatte sich ganz schön in den Boden gebohrt, und das Heck zeigte in den Himmel. Sah aus wie die Schwanzflossen eines großen Fisches!

Der Unteroffizier wartete. Sekunden später tauchte Nebe an seiner Seite auf.

»Wie geht’s weiter?« flüsterte der Berliner.

»Abwarten! Der Leutnant ist noch hinter uns!«

Die beiden hatten keine Ahnung, welche Gefahr auf sie

lauerte. In gebückter Haltung ging Lemmberg um das Flugzeugwrack herum, Nebe folgte. Er tat alles, um nicht aufzufallen. Um keinen Preis wollte er einen Fehler machen, seinem Leutnant Ärger bereiten.

Lemmberg sah sie nicht. Nebe sah sie auch nicht: jene fünf Sowjetsoldaten, die sich auf der anderen Seite der Flugzeugreste zu schaffen machten, um vielleicht den toten Piloten zu bergen. Sie bemerkten die beiden Deutschen aber anscheinend ebenfalls nicht.

Ein russischer Posten schoß eine Leuchtkugel ab, ziemlich weit entfernt von den beiden feindlichen Gruppen. Der Schein war schwach, aber Russen und Deutsche wurden auf einander aufmerksam.

Fünf gegen zwei!

Die Russen fühlten sich überlegen. Mit erhobenen Gewehrkolben drangen sie auf ihre Gegner ein. Nebe sah die Gesichter seiner Feinde. Verzerrte, mongolische Züge.

Für einen Sekundenbruchteil dachte er daran, daß er es schon einmal mit solchen Soldaten zu tun gehabt hatte.

»Seitengewehr!« zischte Lemmberg. »Unterlaufen!«

Doch es war fast schon zu spät Lemmberg warf sich mit der Wucht seines ganzen Körpers gegen die Beine des ersten Angreifers, riß ihn zu Boden und stach noch im Fallen. Er fühlte, daß er getroffen hatte.

Nebe wehrte sich gegen drei Rotarmisten. Er konnte einem nach seinem Kopf gezielten Kolbenhieb nur halb ausweichen. Der Schlag traf ihn auf der Schulter. Nebe taumelte, fiel auf die Knie und stach mit dem Seitengewehr um sich. Es half ihm wenig, die Übermacht war zu groß. Ging es jetzt zu Ende mit ihm? Er konnte einem zweiten Kolbenhieb gerade noch entgehen, indem er sich flach hinwarf.

Da! In höchster Bedrängnis peitschten die Pistolenschüsse!

Ein Rotarmist, der Nebe gerade von hinten an den Hals wollte, brach ächzend zusammen.

Leutnant Seitmann hatte noch rechtzeitig in den Kampf eingreifen können. Das Erscheinen des jungen Offiziers ließ die Russen vielleicht vermuten, daß noch mehr Feinde zu erwarten wären. Zwei versuchten zu fliehen, aber Seitmann ließ ihnen im letzten, flackernden Schein des Leuchtschirmes keine Chance. Lemmberg hatte seinen zweiten Gegner ebenfalls noch bezwingen können.

»Folgen!« sagte Leutnant Seitmann. Er hatte es plötzlich sehr eilig. Hatte man die Schüsse und den Kampflärm drüben beim Russen gehört? Wenn ja, dann bestand die Gefahr einer neuen Feindberührung. Das sollte aber möglichst vermieden werden.

Seitmann kannte das Gelände noch von einem Erkundungsunternehmen, das er in der vergangenen Woche durchgeführt hatte.

Westlich vor dem Städtchen zog sich der Bahndamm in einem weiten, leichten Bogen von Norden nach Süden. Dahinter, aber nur dem südlichen Teil von Scharneny vorgelagert, dehnte sich ein großes, seeartiges Gewässer aus. Die Häuser waren zum größten Teil zerstört und zerborsten. Aber in den Mauern und Kellern hatte sich der Gegner verschanzt.

Minenfelder, gut getarnte Geschütz- und Pak-Stellungen, sowie schwer erkennbare Maschinengewehrnester warteten auf ihre Opfer. Genaue Luftaufklärung hatte im nördlichen Teil von Scharneny starke Panzerbereitstellungen ausgemacht. Und Leutnant Seitmann dachte wieder einmal: Warum in aller Welt bei dieser Ballung feindlicher Kräfte gerade hier der Angriff? Er konnte dieser Strategie keinen Geschmack abgewinnen. Aber Befehl ist Befehl, sagte er sich, und er war viel zu sehr Soldat, um tiefere Zweifel aufkommen zu lassen.

Er führte seinen Trupp nun in südliche Richtung, schwenkte dann nach Osten und hielt sich in der Nähe einer von Bomben und Granaten zerfetzten Rollbahn.

»Diese Rollbahn«, erklärte er leise, »läuft direkt auf den Bahndamm zu, kreuzt ihn durch eine Unterführung und verläuft dann schnurgerade weiter in das Ruinenstädtchen.« Lemmberg und Nebe hörten aufmerksam zu. »Luftaufklärung und Spähtrupperkundung haben bestätigt, daß der Bahndamm vom Feind nicht besetzt ist! – Seltsamerweise«, fügte der Leutnant noch hinzu. »Wir werden jetzt aber noch einmal erkunden, ob sich an der Lage etwas geändert hat.«

Mit entsicherten Pistolen krochen die drei Männer entlang der Rollbahn in Richtung Bahndamm.

Sie waren noch keine zweihundert Meter vorangekommen, als sie wie auf Kommando bewegungslos liegenblieben. Jeder hatte es gehört: ein kratzendes Geräusch!

Leutnant Seitmann bedeutete ihnen mit der Hand, still liegenzubleiben. »Es ist hinter dem Erdwall, halbrechts!« hauchte er kaum vernehmbar.

Ein rosarotes Pünktchen flammte kurz auf und verlosch gleich wieder.

Nach kurzem Lauschen bewegte sich der Leutnant vorwärts. Schon nach wenigen Metern hatte ihn die Nacht verschluckt. Lemmberg und Nebe legten den Sicherungsflügel ihrer Nullacht-Pistolen um.

Es war eine jener Kampfsituationen, wo die angespannten Nerven zu zerreißen drohen. Mit überwachen Sinnen liegt man auf dem Bauch, und der schnelle Schlag des Herzens erscheint überlaut. Der Atem geht kurz.

Genauso wortlos, wie er davongeschlichen war, kam der Leutnant zurück. Noch vorsichtiger als bisher wechselten die drei auf die andere Seite der Rollbahn hinüber.

»Eine leichte russische Flak-Batterie«, flüsterte Seitmann erklärend, »einer von den Kanonieren raucht' eine Zigarette. Scheinen sich verdammt sicher zu fühlen. Bin erstaunt, daß der Russe sich anders besonnen hat. Vor dem Bahndamm also bereits leichte Flak. Zunächst noch ohne Infanterieschutz, aber

im Laufe der Nacht wird sich das wahrscheinlich ändern. Die ganze Sache schmeckt mir einfach nicht.«

»Sieht eher nach Angriff als nach Verteidigung aus«, meinte Lemmberg.

»Sicher wird auch der ganze Bahndamm besetzt sein«, wagte Nebe zu bemerken.

»Klarer Fall«, sagte der Unteroffizier. »Schätze, das gibt ’nen ganz schönen Schlamassel, wenn der Iwan mit uns losgeht.«

Leutnant Seitmann deutete nach Nordost.

»Wir werden den Damm schräg angehen. Geradeaus führt die Rollbahn durch den Tunnel. Der ist todsicher mit Posten besetzt. Also los geht’s, Männer!«

Wieder schlichen sie in der gewohnten Weise weiter. Unteroffizier Lemmberg dankte den russischen Posten innerlich, daß sie mit ihren Leuchtkugeln seit einer halben Stunde sparsamer umgingen.

Im matten Mondglanz waren die Umrisse des Bahndamms gut auszumachen. Immer näher schob sich der Spähtrupp heran. Ihre Kampfanzüge waren durchnäßt, mit Lehm und Dreck bespritzt.

Die Männer schwitzten und froren zugleich. Fäuste krampften sich um die Pistolen, überwache Augen brannten in den ausgemergelten Gesichtern.

»Herr Leutnant!«

Lemmberg deutete auf ein dunkel sich abhebendes Stück Mauer unterhalb des Bahndammes. »Da hat sich was bewegt!«

Sie lauschten einige Minuten, hörten aber nichts. Nur das Orgeln der Granaten und das Pfeifen der Kugeln war über ihnen.

»Muß mich wohl getäuscht haben«, redete sich der Unteroffizier ein.

Wieder begann das indianerhafte Kriechen durch nasses Gras, durch Pfützen und über Steine. Sie näherten sich dem

vermeintlichen Stück Mauer.

»Ein Holzhäuschen!« stellte Leutnant Seitmann fest, »ein Bahnwärterhäuschen oder ein Schuppen.«

»Dort!« formten Nebes Lippen fast lautlos das Wort.

»Wo?«

Der Leutnant strengte seine Augen an.

»Zwei Meter neben dem Schuppen – Deckungsloch – ein Posten!«

Der Offizier nickte.

»Erkannt!«

Seitmann lag mit Nebe hinter einem umgestürzten Holzzuber. Zwei Meter rechts von ihnen, hinter einem Haufen von Abfall und Gerümpel, hatte Unteroffizier Lemmberg Deckung gefunden. Mit der linken Hand befühlte er das Zeug, das sich vor ihm ausbreitete: leere Konservenbüchsen, ein zerfetzter Schaftstiefel, ein russisches Käppi, die armseligen Reste einer Pferdedecke und jede Menge Papier.

Nur an keine Konservenbüchse stoßen! dachte er. Sonst sind wir verloren.

Plötzlich nahm ihn eine Idee gefangen. Sie war etwas ausgefallen, aber der Unteroffizier hatte für so etwas schon immer eine gewisse Schwäche. Wenn ein solcher Zufall ihm nützlich erschien, setzte er auch alles daran, ihn durchzuführen.

Das Käppi! Das russische Käppi! Die Pferdedecke! Die Idee nahm feste Formen an.

Langsam rollte er sich zu Leutnant Seitmann hinüber und teilte ihm flüsternd seinen Plan mit.

Der Offizier schüttelte energisch den Kopf.

»Ausgeschlossen, Lemmberg, ausgeschlossen? Wenn Sie mir dabei hopsgehen, dann trage ich die Verantwortung. Nein, nein – und außerdem, wir kriegen den Posten auch so!«

»Darf ich fragen, wie, Herr Leutnant? An den kommen wir nicht unbemerkt heran.«

»Hm!«

Der junge Offizier überlegte. Da gab es noch die Möglichkeit des Rückzugs. Aber jetzt hatte man sich schon bis an den Bahndamm herangearbeitet und wollte auch erkunden, was sich auf der anderen Seite abspielte. Oder aber sein Glück an einer anderen Stelle des Dammes versuchen? Unsinn! Sicher lauerten überall wachsame Posten. Diesen hier aber ohne Aufhebens auszuschalten, war wirklich eine Unmöglichkeit. Der Unteroffizier hatte also recht.

»In Ordnung, Lemmberg, wir werden versuchen, Ihren seltsamen Plan auszuführen. Wenn aber etwas schief geht, Lemmberg, dann …«

»Nichts geht schief, Herr Leutnant, das wird schon klappen!«

Lemmberg wirkte sehr zuversichtlich. Er war einer von den Landsern, die schon so viel hinter sich hatten, daß ihnen selbst der Tod kein besonderes Grauen mehr einzuflößen vermochte. Er war schon achtmal verwundet und trug viele Auszeichnungen. Trotzdem gab es anscheinend nichts, was seinen Optimismus zerstören konnte.

Dann begann es.

Getreu dem vorgebrachten Plan duckte sich der Leutnant hinter einen wilden Rosenstrauch, Nebe kauerte zwischen zwei zerbeulten Blechtonnen.

Unteroffizier Lemmberg setzte sich das russische Käppi auf und legte sich hinter den Holzzuber auf den Rücken. Die zerrissene Pferdedecke zog er sich bis zum Hals über den Körper. Anschließend imitierte er ein lautes Schnarchen. Seine Brust hob und senkte sich wie im tiefsten Schlaf. Unter der Decke umschloß die Faust den Schaft des Seitengewehrs. Ein Knie hatte er angezogen, bereit, sofort hochzuschnellen.

Zunächst klappte alles wie vorausberechnet. Der russische Posten wurde aufmerksam und schoß eine Leuchtkugel ab. Einige Sekunden verstrichen.

Jetzt hörte der Unteroffizier Schritte. Sie kamen näher. Der

Rotarmist mußte schon dicht neben ihm stehen.

Lemmberg drehte sich auf die Seite, seufzte und schnarchte in einer anderen Tonart weiter.

»Ljub twoi madj (Übler russischer Fluch)!« hörte er eine verwunderte, heisere Stimme. Dann trat ihm der Russe mit dem Stiefelabsatz in den Hintern.

Alles Weitere spielte sich blitzschnell ab.

Der Unteroffizier sah aus halbgeöffneten Augen, wie sich der russische Soldat neugierig nach ihm bückte. Ein Schatten tauchte hinter ihm auf. Der Posten fiel leblos nach vorn.

Doch da trat ein Umstand ein, den die Männer nicht mit eingerechnet hatten.

Ein zweiter Posten kreuzte auf!

»Stoj!« donnerte er.

Der Leutnant lag schon längst wieder flach auf dem Boden, Nebe hockte immer noch zwischen seinen Blechtonnen. Hatte der Russe den deutschen Offizier erkannt? Dann war alles umsonst gewesen, dann mußten sie sich verteidigen bis zum bitteren Ende.

Lautlos befreite sich Lemmberg von der Last des toten Soldaten, der halb über ihm lag.

Der zweite Posten rief etwas! Die Deutschen verstanden kein Wort.

Unteroffizier Lemmberg hatte schon wieder geschaltet. Er mußte seine Rolle weiterspielen, diesmal allerdings ohne vorherige Absprache mit seinen Kameraden. Deswegen erhob er sich, dabei gewollt laut hustend. Das Käppi weit in die Stirn geschoben, die Fetzen der Decke um sich gelegt, torkelte er hustend und prustend in Richtung des zweiten Postens.

Seitmann und Nebe wagten nicht mehr zu atmen. Ihre Zeigefinger lagen am Abzugsbügel der entsicherten Pistolen. Da erklang es noch einmal drohend:

»Stoj (Halt)!«

Der Unteroffizier war noch etwa fünf Meter von dem Russen

entfernt. Er machte noch einen Schritt, trotz der Warnung, wagte einen zweiten, dann brach er zusammen, stöhnend und ächzend wie ein Volltrunkener.

Dem russischen Posten schien die ganze Sache nicht geheuer zu sein. Er war viel vorsichtiger als sein toter Kamerad. Mit schußbereiter Maschinenpistole trat er an den vermeintlich betrunkenen Kameraden heran. Mit dem Lauf der automatischen Waffe zog er die zerfetzte Decke weg – machte einen Sprung zur Seite und erstarrte.

Vor ihm lag einer der zum Teufel gewünschten »Fritzen« mit einer langen Stichwaffe in der rechten Hand!

»Rucki werch! Dawai! Dawai (Hände hoch, vorwärts)!«

Lemmbergs Sprachkenntnisse reichten aus. Gehorsam stand er auf, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und ließ das Seitengewehr fallen. Es blieb ihm wirklich nichts anderes übrig. Gewandt nahm ihm der Russe die Nullacht ab.

War das der Anfang vom Ende? Der Unteroffizier suchte die Kameraden, aber er sah sie nicht. Wo war der Leutnant? Wo Nebe? Ließen sie ihn im Stich? Was geschah, wenn sie nicht etwas taten?

»Dawai!«

Der Sowjetsoldat stieß seinen Gefangenen vorwärts. Der Weg mußte an den Blechtonnen vorbeiführen, wo sich Nebe verborgen hielt. Lemmbergs Augen hetzten in die Runde. Immer noch keine Spur von den anderen. Jetzt ging es an den Blechtonnen vorbei. Lemmberg tat so, als ob er stolpere und fiel hin,

»Dawai!« erklang es sofort wieder hinter ihm.

Der Unteroffizier blieb liegen. Sofort stieß ihm der Russe die Spitze seines Stiefels in die Seite.

Doch dann war Nebe da! Blitzartig schoß seine Hand nach vorn, und wieder hatte der Krieg ein junges Menschenleben ausgelöscht.

Leutnant Seitmann, der für den Fall des Mißlingens zum

Eingreifen bereitgestanden hatte, kam heran. Dem gefallenen Russen nahm er die Leuchtpistole ab.

»Männer, wir müssen uns beeilen! Noch ist das Ausschalten der beiden Posten vom Gegner nicht bemerkt worden, das kann aber jeden Augenblick geschehen. Nebe, Sie bleiben unterhalb des Bahndammes, decken uns den Rückzug. Nehmen Sie für alle Fälle die Maschinenpistole des Toten an sich. – Kommen Sie, Lemmberg, schnell!«

Mit äußerster Vorsicht erklommen Leutnant und Unteroffizier die Schräge des Bahndammes. Noch bevor die Höhe ganz erreicht war, schoß Seitmann eine weiße Leuchtkugel ab. Lemmberg verstand sofort.

Jedem russischen Beobachter mußte es schließlich als selbstverständlich erscheinen, daß ihre vorgeschobenen Posten manchmal eine Leuchtkugel hoch jagten.

Sekunden später lagen die beiden Deutschen oben auf dem Gleiskörper. Was sie da im Schein des Leuchtschirmes wahrnahmen, versetzte sie in Erregung.

Sturmtruppen! Der ganze östliche Teil des Bahndammes war jetzt von ihnen besetzt. Lemmberg erkannte Flak und Pak, die man in verschiedene Richtungen transportierte oder in Stellung brachte.

Seitmann sah die Panzer auch. Über zwei Dutzend zählte er. Sie standen nebeneinander. In den offenen Turmluks saßen die Panzerkommandanten. Anscheinend warteten sie auf ihre Bereitstellungsbefehle.

Vier der Kolosse rasselten mit gedrosselten Motoren in nördliche Richtung. Etwa zwei Kompanien Infanterie marschierten parallel zum Bahndamm in Richtung Süden.

»Zurück!« sagte Seitmann. »Haben genug gesehen!«

So schnell, wie es die gebotene Vorsicht erlaubte, entfernten sie sich. Nebe stand auf dem ihm zugewiesenen Platz.

»Keine besonderen Vorkommnisse!« meldete er knapp. Seine Schulter schmerzte noch von dem Kolbenhieb, er sagte

aber nichts und nahm sich zusammen. Leutnant Seitmann nickte ihm anerkennend zu. Ohne Zwischenfall gelangten sie bis in die Nähe des abgestürzten Jägers.

Da! Nebes scharfe Augen erkannten sie zuerst:

»Russen an der Rata!«

Es waren acht Gestalten, die sich an dem Flugzeug zu schaffen machten und sich wohl auch um ihre gefallenen Kameraden kümmerten.

»Die lassen wir ungeschoren«, raunte der Leutnant, »wir halten uns links!«

Mit größter Vorsicht wurde ein Bogen geschlagen. Schon waren sie fast auf gleicher Höhe mit der abgestürzten Maschine, da geschah es.

Einer der Russen mußte sie doch bemerkt haben und feuerte ohne Anruf eine Garbe aus seiner Maschinenpistole ab. Blitzschnell zogen die Männer die Köpfe ein und warfen sich hin.

»Handgranaten fertigmachen!« befahl Seitmann, Sie drehten die blaue Verschlußkappe der Sprengkörper heraus und warteten.

»Geben Sie mir Ihre Maschinenpistole!«

Nebe reichte die russische Waffe hinüber, der Leutnant lud sie durch.

Nun beteiligten sich auch die anderen Russen an dem Feuerzauber. Über Handgranaten verfügten sie offenbar nicht, sonst hätten sie den Deutschen wahrscheinlich schon einige vorgesetzt.

»Sie wissen nicht genau, wo wir liegen«, sagte Lemmberg. »Das ungezielte Streufeuer verrät ihre Unsicherheit.«

Die drei Feldgrauen hatten insofern Glück, als sie in einem Granattrichter Deckung gefunden hatten, der zunächst wenigstens gegen den MPi-Beschuß Schutz bot.

Für einige Sekunden unterbrachen die Rotarmisten ihre Knallerei, offenbar beratschlagten sie. Dann schallte eine rauhe

Stimme herüber:

»Deitsch Soldat komen, wirr nix schißen, cheben Hchänd hoch!«

Der Unteroffizier grinste verzerrt. »Das könnte denen so passen! Die würden uns durchlöchern wie ein Sieb. Besser einige Handgranaten hinüber.«

»Wir haben denselben Gedanken, Lemmberg, jeder einen Wurf zunächst, los!«

Im Liegen zog Seitmann eine Eierhandgranate ab, dann erhob er sich halb, holte aus. Das faustgroße schwarze Ei sauste durch die Luft. Noch bevor der Einschlag erfolgte, schleuderten Lemmberg und Nebe weitere Granaten hinterher.

Drei dumpfe Detonationen fast gleichzeitig. Grelle Stichflammen wuchsen aus dem Boden. Die Wirkung der Explosionen mußte verheerend gewesen sein. Das MPi-Feuer verstummte. Furchtbare Schreie erklangen. Schritte trappelten. Seitmann jagte noch zwei kurze Feuerstöße hinaus.

»Und jetzt ab!« sagte Lemmberg erleichtert.

Er hatte sich zu früh gefreut. Von irgendwoher kam sie, die tödliche Kugel – unverhofft, lautlos, heimtückisch.

Sie fetzte Leutnant Seitmann die Halsschlagader auf. Er stürzte, fiel auf die Seite und röchelte. Blut spritzte aus der Wunde.

»Herr Leutnant!«

Lemmberg und Nebe schrien es fast gleichzeitig. Der Unteroffizier riß sein Verbandspäckchen heraus.

»Abbinden! Los, helfen Sie doch, Menschenskind!«

Sollte Seitmann ausgerechnet jetzt sterben, verbluten, nach vollendetem Spähtruppunternehmen? Mußte dieses junge Leben hier enden, zwischen zwei Fronten, weit von der Heimat entfernt? Nein, das durfte nicht sein! Lemmbergs Hände zitterten.

»Hier, abdrücken, Nebe, und fest drücken!«

Die beiden Männer taten, was sie konnten. Schweiß perlte

von ihren Stirnen. Dumpf dachte Lemmberg an das sogenannte heldenhafte Sterben für das Vaterland.

Leutnant Seitmann schüttelte schwach den Kopf. Man sah, daß er noch etwas sagen wollte. Seine Lippen bewegten sich tonlos. Blutiger Schaum quoll hervor.

Er wußte, daß es zu Ende ging. Wo waren seine letzten Gedanken? Zu Hause, bei seinen Lieben, die um ihn bangten und beteten? Oder zog, wie bei vielen Sterbenden, in Sekundenschnelle noch einmal sein ganzes Leben am geistigen Auge vorüber?

Der Kampf gegen den Tod war vergeblich! Mit größter Anstrengung herausgepreßt, kaum hörbar, kamen die beiden Worte »… Nebe – befördern…!« über seine Lippen.

Unteroffizier Lemmberg nahm Haltung an und legte grüßend die Hand an den Stahlhelm. »Jawohl, Herr Leutnant!«

Ein schwaches Lächeln huschte über das Gesicht des Sterbenden, ein letzter Seufzer, dann war es vorbei.

Der Soldat Nebe drückte seinem Leutnant die Augen zu.

Im improvisierten Gefechtsstand der fünften Kompanie legte Oberleutnant von Wildenstein gerade den Hörer des Feldtelefons auf, als Unteroffizier Lemmberg den Raum betrat. Feldbluse und Stahlhelm waren mit Blut bespritzt, mit Erde und Lehm verschmiert. Mit steinernem Gesicht erstattete der Unteroffizier Bericht. Von Wildenstein unterbrach ihn erregt:

»Was sagen Sie? Leutnant Seitmann …?«

»Jawohl, Herr Oberleutnant, gefallen vor dem Feind! Hier!« Der Unteroffizier legte persönliche Sachen des gefallenen Kameraden, die Hälfte der Erkennungsmarke und das Soldbuch auf den Tisch. »Sein letzter Wunsch war, daß Grenadier Nebe wegen Tapferkeit vor dem Feind befördert werden sollte.«

Wildenstein konnte es immer noch nicht fassen. Für einige Sekunden starrte er auf die Erkennungsmarke. Würde auch die Hälfte seiner Marke irgendwann einmal auf einem Tisch

liegen, zur weiteren Bearbeitung, damit es dann später so schön heißen würde: »Gefallen für Führer, Volk und Vaterland«?

Der Oberleutnant unterdrückte einen Seufzer, fand langsam in die Wirklichkeit zurück. Routinemäßig erkundigte er sich nach Einzelheiten des Spähtrupps, machte Notizen und Einzeichnungen auf seiner Karte. Aber man sah ihm an, was er dachte.

Das Feldtelefon rasselte. Wildenstein nahm ab.

»Jawohl, Herr Major, bereits geschehen, selbstverständlich, Herr Major!«

Der Kompaniechef blickte auf seine Armbanduhr.

»Melder!«

Das Räderwerk der befohlenen Vernichtung lief weiter.

Null Uhr zwanzig.

Im Westen, hinter der deutschen Hauptkampflinie, zuckten am Horizont Blitze. Mündungsfeuer aus 15-cm-Kanonen geisterten durch die Nacht. Die Bedienungsmannschaften an den Geschützen waren erfahrene Kanoniere. Kommandos erschallten, die Kanonen brüllten, lange Blitze zuckten aus den Rohren. Granaten krepierten Sekunden später in russischen Truppenansammlungen, auf Rollbahnen, Nachschubwegen und am Bahndamm.

Die Offiziere vom Divisionsstab waren zu der Überzeugung gekommen,« daß der Angriff um zwei Stunden vorverlegt werden müsse. Man wollte dadurch dem erwarteten russischen Angriff zuvorkommen, ihm die Schlagkraft nehmen.

Tiger-Panzer und Sturmgeschütze standen schon in Bereitstellung. Die Kampfmoral der Truppe wurde von den einzelnen Kompaniechefs als gut bezeichnet.

In einem schlecht abgestützten Unterstand der 8. Kompanie spielten vier Landser bei einer flackernden Kerze einen Skat.

»Grand!« schrie der Obergefreite Konrad, vergnügt über sein gutes Blatt, und knallte eine Karte auf die Munikiste, die den Spieltisch ersetzen mußte.

»Kontra!« schrie der Grenadier Reimann.

Sie waren in bester Stimmung, hatten Krieg, Granaten und Gefahr vergessen. Zwei Flaschen französischen Aperitifs – der Teufel mochte wissen, woher der Obergefreite sie organisiert hatte – waren schon geleert. Eine Literflasche Wodka war noch da.

Die Zeltplane mit den Tarnfarben, die eine Tür ersetzen sollte und vor dem Ausgang hing, wurde zur Seite geschoben. Unteroffizier Wenzel, der den Spitznamen »Scharfmacher« trug, stolperte herein. Sein immer etwas gerötetes Gesicht mit den kleinen, wieselflinken dunklen Augen war wie gewöhnlich ausdruckslos.

»Trinken Sie einen mit, Herr Unteroffizier?« Der Obergefreite strahlte vor guter Laune. »… haben noch ’ne volle Flasche!« Triumphierend griff er hinter sich. »Hier! Noch ’ne ganze Pulle!« Mit schnellen Griffen, die auf Übung schließen ließ, entkorkte er sie. »Ist nicht wie bei armen Leuten, Herr Unteroffizier!«

Die anderen lachten dröhnend und hauten sich auf die Schenkel. Konrad goß den Trinkbecher aus Aluminium halb voll und reichte ihn dem Unteroffizier. Der nahm das Gefäß.

»Na, dann Prost!« sagte er. »Auf unseren Führer!«

»Der kann mich mal am…!« unterbrach der Obergefreite feixend, den Satz aber nicht vollendend.

Seine Kameraden grölten vor Begeisterung.

»Mich kann der schon lange!« lachte der Gefreite Heisse mit tiefem Baß.

Der Unteroffizier setzte den Becher ab, machte einen Schritt nach vorn.

»Was haben Sie da gesagt?« Gefährlich und unheilverkündend klang seine Frage.

»Was ich gesagt habe?« wiederholte Konrad, um Zeit zu gewinnen. »Na ja, ich wollte sagen, der kann mich mal am – am – zwanzigsten April, nicht wahr, wenn er seinen Geburtstag

hat, endlich befördern. Bin lange genug Oberschnäpser gewesen. Jawohl, das wollt' ich sagen, Herr Unteroffizier.«

Der Obergefreite hatte seine Sicherheit wiedergefunden. Die anderen schwiegen verbissen, die Stimmung war hin.

Der »Scharfmacher« kniff die Lippen zusammen.

»Über Ihre Beförderung am Geburtstag des Führers unterhalten wir uns noch einmal ausführlich, mein Bester – nach dem Angriff!«

Danach verschwand er hinter der flatternden Zeltplane.

»Na, so ein Arsch mit Ohren!« sagte einer aufgebracht. Die gute Laune war nun restlos im Eimer.

Seit zehn Minuten schoß der Russe verstärkt zurück. Das Duell der Artilleristen war entbrannt.

Auf deutscher Seite griffen schwere Haubitzen in den Kampf ein. Drüben bei den Russen gab es plötzlich eine mächtige Explosion, deren Druckwelle sich weit über die deutsche Linie fortpflanzte.

»Da ist sicher 'n Munitionszug in die Luft geflogen«, meinte der Gefreite Schönbrunn, der mit dem Obergefreiten Zwingelberg auf Doppelposten stand.

»Kann auch ein Munitionslager oder ein Munitionstransport auf Lkw gewesen sein. – Gib mir doch mal das Glas!«

Eine Weile beobachtete Zwingelberg durch den Feldstecher. Der Himmel färbte sich blutigrot. Immer wieder explodierten Granaten in der Glut. Ein Brand dehnte sich aus.

»Jede Granate, die denen in die Luft geht, kann bei uns keinen Schaden mehr anrichten«, stellte Zwingelberg überflüssigerweise fest.

Der Gefreite und der Obergefreite kannten sich seit frühester Jugend. Beide stammten aus einer kleinen Kreisstadt Westfalens. Zwingelberg hatte den Beruf eines Buchhändlers erlernt, Schönbrunn war Lehrer an einer Volksschule geworden.

Die beiden verstanden sich gut und nahmen, wenn sie unter

sich waren, in weltanschaulichen Dingen kein Blatt vor den Mund. Schönbrunn überprüfte das Schloß der MG 42, fand alles in Ordnung, gähnte herzhaft.

»Sollte ich jemals diesen verdammten Krieg überleben«, sagte er, »ich schwöre es dir, nie wieder würde ich eine Uniform anziehen; ganz gleich, was für eine. Ich hasse Uniformen!«

Zwingelberg griff in die Brusttasche seiner Feldbluse und holte ein zerknittertes Papier hervor. Es war einer jeher sogenannten Passierscheine, die von russischen Flugzeugen in Tausenden von Exemplaren über den deutschen Linien abgeworfen wurden. Der gedruckte Text forderte jeden Soldaten zum Überlaufen auf, mit der Zusicherung guter Behandlung und das Versprechen der Rückkehr in die Heimat nach dem Kriege. Wortlos hielt er dem Gefreiten das zerknitterte Schriftstück hin.

Schönbrunn winkte unwillig ab.

»Du kennst doch meine Einstellung. Ich würde sofort überlaufen, ich sage es ganz offen, weil ich ganz einfach Angst habe, Angst um das nackte Leben, Angst, daß ich eines Tages doch noch eine verpaßt bekomme. Aber wie stellst du dir das vor, das Überlaufen? Ganz leicht, was? Wir rennen los, nicht wahr? Werfen wir die Waffen weg, oder nehmen wir sie mit? Schleichen, robben wir, oder laufen wir aufrecht? Was tun wir, wenn uns die eigenen Posten bemerken und anrufen? Wenn sie auf uns schießen, weil wir nicht stehengeblieben sind? Und wie sieht es drüben aus? Wedeln wir dem Iwan schon von weitem mit dem Passierschein zu, damit er merkt, daß wir Überläufer sind?«

Zwingelberg räusperte sich.

»Ich kenne ja die Schwierigkeiten. Du brauchst sie mir nicht aufzuzählen. Wir müssen es einfach wagen und alle Gefahren einkalkulieren.«

Schönbrunn schüttelte überlegend den Kopf.

»Einkalkulieren ist ein schönes Wort, mein lieber Freund. Aber kannst du die Nervosität eines russischen Postens vorausberechnen, einkalkulieren? Bist du sicher, daß er uns nicht abknallt? Und woher willst du überhaupt wissen, daß die Versprechungen nicht nur auf dem Papier stehen?«

Einige hundert Meter links von ihnen begannen plötzlich eigene Maschinengewehre Feuer zu speien, Leuchtkugeln erhellten die Nacht, Maschinenpistolen bellten, dazwischen dumpfe Explosionen von Handgranaten. Schon nach zwei Minuten verebbte der Gefechtslärm wieder.

»War sicher ’n russischer Spähtrupp, den sie hochgenommen haben«, sagte der Obergefreite Zwingelberg. »Ist natürlich richtig, was du sagst«, setzte er das unterbrochene Gespräch fort. »Einkalkulieren kann man die Reaktion eines Postens selbstverständlich nur beschränkt, und auch dann ist das Risiko noch verdammt groß, zugegeben. Überlassen wir es also dem Zufall!«

»Genau! Warten wir eine günstige Gelegenheit ab. Dann aber nichts wie weg! Ich kann dieses Gefasel von totalem Krieg, Endsieg und Heldentod nicht mehr ertragen.«

Schönbrunn drehte sich um. Hinter ihm war ein leises Geräusch. Unteroffizier Wenzel war fast lautlos an die beiden herangetreten.

»Der Scharf…«

Der Obergefreite Zwingelberg sprach das Wort nicht zu Ende und klappte den Mund zu. Dann schnarrte er routinemäßig seine Meldung herunter:

»Obergefreiter Zwingelberg und Gefreiter Schönbrunn auf Posten, keine besonderen Vorkommnisse!«

Mit undurchdringlichem Gesicht dankte der Unteroffizier, grüßte, ging weiter.

Schönbrunn kratzte sich hinter dem Ohr.

»Hat dieser Angeber vielleicht unsere Unterhaltung belauscht?«

Zwingelberg hob die Schultern, ließ sie wieder fallen.

»Wir werden es noch früh genug erfahren. Jedenfalls geht mir der Mensch langsam auf die Nerven. Soll sich vorsehen, habe mit ihm noch ganz privat ’ne Sache zu klären.«

»Davon weiß ich ja gar nichts!«

»Doch, dieser miese Kerl hat mich beim Chef mal ganz schön in die Pfanne gehauen.«

Oberleutnant von Wildenstein überzeugte sich noch einmal selbst von der Einsatzbereitschaft seiner Kompanie. Er besuchte jeden Zug, jeden Posten.

Überall fand er für seine Soldaten ein paar kameradschaftliche Worte. Die Landser wußten, daß dieser Offizier kein Phrasendrescher war. Sein Erscheinen flößte Vertrauen und Hoffnung ein.

Vom Norden her trug der Wind schwach vernehmbaren Gefechtslärm heran. Von Wildenstein sah nach der Zeit. Ja, es stimmte. Das 19. Jägerbataillon griff an.

Hier würde es auch bald rundgehen, in genau eineinhalb Stunden. Er hörte es schon vor sich, das Tosen des Kampfes, »Hurra«- und »Urräh«-Gebrüll, Rufe nach dem Sanitäter, Todesschreie und Flüche.

Vor einem Unterstand, aus dem mehrstimmiger Gesang erscholl, verhielt er den Schritt. Junge Landser saßen darin und sangen eines der modernen Kampflieder: »Es zittern die morschen Knochen…!«

Diese Jungen lebten nur dem Augenblick, unbekümmert darum, was die nächste Stunde bringen würde. Von Wildenstein kannte sie. Keiner von ihnen war älter als neunzehn Jahre. Alles ehemalige Hitlerjungen, berauscht von der großen Idee, mit der sie aufgewachsen waren.

Die Technik des Tötens, die Taktik des Kampfes, die Bedienung einschlägiger Waffen, alles hatten sie schon als Kinder vermittelt bekommen. Sie zerlegten das MG 34 oder das MG 42 in Sekundenschnelle und bauten es ebenso schnell

wieder zusammen.

Zitterten sie beim Angriff? Hatten sie Angst? Beteten sie? Nein, bestimmt nicht!

Der Oberleutnant hatte sie im Kampf erlebt. Mit der unbändigen Wildheit der Jugend, besessen von der braunen Idee; leidenschaftlich, tollkühn, so siegten oder starben sie. Es waren fünf Mann, die vor der Schlacht ihre Lieder von Blut, Fahne und Tod sangen. Der sechste im Unterstand, der am linken Arm den silbernen Winkel des Gefreiten trug; sah noch einmal seinen Karabiner durch.

»Nun hört doch endlich einmal auf mit eurem komischen Heldengeschrei«, meinte er, dabei ruhig lächelnd, »das schallt ja bis hinüber zum Iwan*.«

»Sieh da, der Herr Gefreite Sperringer will uns was befehlen!« höhnte der Grenadier Meysenburg.

»Ich will und kann euch gar nichts befehlen«, sagte Sperringer verträglich, »aber andauernd zittern die morschen Knochen bei euch, und bei jeder Gelegenheit wird weitermarschiert, wenn alles in Scherben fallt. Also, ehrlich: Mir geht das langsam auf den Wecker.«

»Na, sollen wir lieber Chorale singen oder vielleicht beten? Oder wie hätte es denn der Herr Gefreite gern?«

Sperringers Vater war Sozialdemokrat gewesen, und so hatte der Sohn im Elternhaus so manches Wort gehört, das ihn zum Denken angeregt hatte.

Eine Granate wuchtete in nächster Nähe in den Boden. Der vorderste Abdeckbalken verschob sich ächzend, Sand rieselte von der Decke. Sperringer griff in die Tasche, holte ein Packung R 6 heraus und zündete sich ein Stäbchen an.

»Hört mal her«, sagte er, »wir sind fast alle ein Jahrgang, und ich will mir nicht anmaßen, klüger zu sein als ihr. Aber ich fresse einfach nicht alles, was die mir da oben vorsetzen. Denkt doch einmal nach, Kameraden, was wollen wir eigentlich hier

* Spitzname für Russen

in diesem fremden Land?«

»Dumme Frage! Natürlich den Bolschewismus vernichten!« kam prompt die Antwort.

»Und was wollen wir in Frankreich?« Sperringer ließ nicht locker.

Die Antwort ließ diesmal auf sich warten, aber einer der Jungen besann sich auf die ihm eingebauten Schlagworte.

»Dort leben Juden und Kapitalisten, die das Volk unterjochen. Jetzt haben wir das Volk befreit!«

»Aha! Und was suchen wir in Afrika, auf dem Balkan, in Griechenland, Norwegen und so weiter?«

Sperringers Augen verengten sich. »Ihr wißt es nicht? Ich werde es euch sagen. Dort wird das Volk nur von Untermenschen und Verbrechern regiert, natürlich auch von bösen Bolschewisten, skrupellosen Plutokraten und Kommunisten. Wir haben die Völker selbstverständlich befreit, wir werden noch die ganze Welt befreien.«

Eine Pause des Nachdenkens entstand. Das orgelnde Geräusch schwerer Granaten, die unbeirrt ihr Ziel ansteuerten, drang in den Raum. Sperringer fuhr fort:

»Das Seltsame an der ganzen Sache ist, daß die auf der anderen Seite uns auch befreien wollen, oder, besser gesagt, befreien müssen. Einer muß immer den anderen befreien. Also sagt doch mal selbst, ist das nicht idiotisch? Könnt ihr mir das vielleicht mal erklären?«

Die jungen Landser starrten ihn verblüfft an. So hatte noch keiner mit ihnen gesprochen. Einige blickten nachdenklich vor sich hin. Der Grenadier Meysenberg aber erhob sich, betont langsam.

»Du, sag mal, was bist ’n du für einer? Wohl so ’n verkappter Agent, was? Das eine sage ich dir: Mich kannst du nicht aufhetzen. Ich bin Soldat, habe einen Befehl auszuführen und verteidige mein Vaterland. Und das, was ich dir jetzt noch sage, kannst du dir getrost hinter deine klugen Horchlatschen

schreiben: Wenn du mir noch ein einziges Mal mit diesem dämlichen Gequatsche kommst, dann …!« Er hielt ihm unmißverständlich die Faust unters Kinn.

Der Gefreite erhob sich ebenfalls. War er zu weit gegangen? Sicher! Derartig ausgesprochene Gedanken konnten ihn vors Kriegsgericht bringen und den Kopf kosten. Aber er konnte eben nicht aus seiner Haut.

Da schwebte immer noch die Faust vor seinem Kinn.

»Nimm endlich deine dreckige Pfote weg!« knurrte er nun böse und schob den Arm zur Seite.

Im selben Augenblick schlug Meysenburg blitzschnell zu und traf den Gefreiten an Schläfe und Auge.

Sperringer stöhnte vor Schmerz, sah Sterne, fing sich aber sofort wieder und beantwortete den nächsten Angriff seines Widersachers mit einem Tritt in dessen Unterleib.

Meysenburg brüllte auf. Mit einem Griff hatte er seinen Karabiner in den Fäusten und erhob ihn zum Schlag. Da mischten sich die Kameraden ein, drängten die Kampfhähne auseinander.

»Achtung!« rief plötzlich einer.

Im Eingang des Unterstandes tauchte Oberleutnant von Wildenstein auf. Das tränende, geschwollene Auge Sperringers, das schmerzverzerrte Gesicht Meysenburgs – der Kompaniechef dachte sich sein Teil.

»Alles in Ordnung?« fragte er leichthin. Er wartete eine Antwort gar nicht ab und sagte augenzwinkernd und zweideutig: »Humor, meine Herren, ist, wenn man trotzdem lacht!« Dann lief er auf den Ausgang zu.

Währenddessen hatte Meysenburg einen kurzen, seelischen Kampf ausgefochten. Der Gedanke an Vergeltung siegte. Schon öffnete er den Mund, wollte zu sprechen beginnen, da zischte sein Nebenmann:

»Schnauze!«

Gleichzeitig trat er ihm fühlbar auf den großen Zeh. Im

Hinausgehen wandte sich von Wildenstein noch einmal um.

»Männer, denkt immer daran, daß Soldaten in erster Linie Kameraden sind. Außerdem – wir sitzen alle in einem Boot!«

Auf die Sekunde genau, dreißig Minuten vor dem Angriff, brach ein wahrer Feuerorkan los.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten ausschließlich Geschütze mittleren Kalibers die russischen Verteidigungsstellungen und den Nachschub mit Granaten eingedeckt. Jetzt nahmen noch 15 cm schwere Feldhaubitzen, 12-cm-Granatwerfer und Do-Werfer am Beschuß teil.

Bevor die schwitzenden Kanoniere ihren letzten Schuß aus glühenden, rauchenden Rohren gejagt hatten, riß der Befehl zum Angriff Tausende feldgrauer Gestalten vorwärts.

Dunkelheit und dichte Pulverschwaden, die sich über den Boden wälzten, verbargen die erste Angriffswelle den Blicken des Feindes.

»Ohne ›Hurra‹ und so lautlos wie nur möglich!« war befohlen worden. Dieser Befehl konnte um so leichter befolgt werden, als das Heulen und Krachen der Granateinschläge jedes andere Geräusch übertönte.

Die Grenadiere im Abschnitt der fünften und sechsten Kompanie stießen zunächst auf keinen Widerstand. Hatte sich der Russe zurückgezogen wie im Kampf um die Höhe vierundfünfzig? Hatte der Feuerorkan die Verteidiger in den gegnerischen Stellungen vernichtet?

Die nächsten Sekunden schon mußten die Entscheidung auf diese Frage bringen. Langsam rückte der Bahndamm näher.

Noch fiel kein Schuß!

Plötzlich aber verstummten die Kanonen, die letzte schwere Granate schlug ein. Eine unheimliche Stille lag über der Front. Es war die Stille vor dem Sturm.

Gemarterte Nerven, gewöhnt an fauchende Granaten und bebende Erde – sie streikten jetzt.

Diese Stille schmerzte die Ohren, sie war furchtbarer als das

Gebrüll der Waffen.

Da! Endlich, so mochten viele denken, krachten Schüsse. Die Angespanntheit löste sich.

Rechts, bei den Männern der dritten und vierten Kompanie, flammte Kampfgetöse auf und dehnte sich in Sekunden über den gesamten Frontbereich des Brückenkopfes aus.

Vor dem Bahndamm, auf der Böschung und vom Gleiskörper herab blitzte es hundertfach auf. War das Trommelfeuer wirkungslos verpufft?

Keinesfalls! Viele der sowjetischen Kämpfer waren ausgeschaltet worden. Wie sich später herausstellte, hätte es unter ihnen wahrscheinlich noch weit mehr Ausfälle gegeben, wenn nicht tiefe und gut abgestützte Unterstände dagewesen wären. Nur so war es zu erklären, daß den Angreifern trotz der Artillerievorbereitung ein verhältnismäßig starkes Infanteriefeuer entgegenschlug. Nur langsam, viel zu langsam, konnte der Angriff vorgetragen werden.

Nach Major Roßmanns Plan sollten die Stellungen entlang des Bahndammes im Handstreich genommen werden. Der Bataillonskommandeur war wieder einmal in hellem Zorn.

»Leutnant Höhn!« rief er und sprang von seinem Stuhl auf. »Himmel, Arm und Wolkenbruch! Kurbeln Sie mal an dem Verflixten Kasten, brauche den Hauptmann!«

Der Ordonnanzoffizier hatte sich schon längst an die polternde Art seines Chefs gewöhnt. Gelassen nahm er den Hörer ab und drehte viermal die Kurbel an dem Bakelitkasten.

Sofort meldete sich am anderen Ende des Drahtes eine Stimme:

»Gefechtsstand 6. Kompanie, Oberfeldwebel Fischer!«

»Höhn! Bataillonsgefechtsstand. Der Major verlangt dringend eueren Chef!«

»Moment, bitte, kommt gerade herein!«

»Sasse…?«

»Herr Major?« Dann sagte er, auf Optimismus machend:

»Läuft alles nach Plan, Herr Major, kommen voran, wenn auch nicht so schnell wie befohlen.«

»Quatschen Sie nicht solch albernes Zeug, Sasse! Weiß es besser, weiß genau, daß euch da vorn der Hintern auf Grundeis geht! Zu Ihrer Information: Die Nachbarbataillone sitzen fest, genau wie wir, abgesehen von kleineren, örtlichen Erfolgen. Da muß etwas geschehen, und zwar…«

»Mistbande, verfluchte!« brüllte Sasse.

Roßmann schluckte und holte tief Luft.

»Herr…!«

Der Hauptmann meldete sich wieder: »Es geschieht schon etwas, Herr Major!« brüllte er in die Muschel. »Sperrfeuer! Der Iwan schießt Sperrfeuer, und wir liegen mitten drin in der Scheiße! – Pardon!«

»Sasse, ziehen Sie Ihre Leute zurück oder lassen Sie das Feuer Unterlaufen, es liegt in Ihrem Ermessen!«

Der Bataillonskommandeur sprach weiter, der Chef der »Sechsten« aber hörte nur noch halb hin, denn er überlegte schon, wie er seine Männer, die ohne Deckung dem Beschuß auf freiem Feld ausgesetzt waren, aus der Gefahrenzone bringen konnte.

»… liegt in Ihrem Ermessen…«, drang es noch einmal an sein Ohr, Ja, so war es schon immer in diesem größten Feldzug des Jahrhunderts.

Da machten sie Pläne, die Herren Strategen, hatten Gedanken und Ideen, und wenn es brenzlig wurde, landeten Pläne und Ideen im Eimer. Die Augenblicksentscheidungen, bei denen oft die Minute oder die Sekunde über Weiterleben oder Tod bestimmten, lagen dann »im Ermessen« des kleinen, verdreckten Frontoffiziers oder des einfachen Soldaten.

Hauptmann Sasse bekam noch mit, daß die »Fünfte« den Auftrag erhalten hatte, mit einem Stoßtrupp einen Einbruch in die gegnerische Stellung zu erzielen, um sie dann im Zusammenwirken mit den Nachbarkompanien aufzurollen.

Mitten im Hagel der Geschosse lagen die Landser. Oberleutnant von Wildenstein handelte sofort.

»Das Ganze zurück auf Ausgangsstellung!«

Nur zu gern befolgten seine Männer den Befehl. In ihren Deckungslöchern und Erdbunkern fühlten sie sich doch etwas sicherer.

Elf Gefallene und achtzehn Verwundete verzeichnete bisher allein schon die Fünfte!

Was der Frontkämpfer in den Stunden des Angriffs, der Verteidigung oder des Beschusses seelisch und körperlich durchmachte, streifte oftmals die Grenze des Faßbaren. Nur wer es miterlebte, kann es begreifen.

Ein völlig erschöpfter Melder, gejagt von den pausenlosen Einschlägen rings um ihn herum, hetzte über das Trichterfeld. Achtmal hatte er in dieser Nacht schon die drei Kilometer lange Strecke zurückgelegt! Verdammt, hier half aber kein Fluchen. Die Meldungen mußten überbracht werden.

Mit einem verzweifelten Satz hechtete er in einen Trichter, als ein schwerer Brocken keine zehn Meter vor ihm einschlug. Von Schlamm und Dreck überschüttet, jagte er weiter.

Im schwachen Schein einer entfernt brennenden Bauernkate lag ein russisches Soldatengrab. Er verschnaufte einen kurzen Augenblick und trat näher heran.

»Wahnsinn, alles Wahnsinn!« sagte er und fühlte plötzlich, wie die Angst in ihm hochkroch.

Das scharfe Heulen einer Granate riß ihn in die Wirklichkeit zurück.

Im Schein einer Granatexplosion machte er die gesuchte Gruppe aus.

»Gott sei Dank!« keuchte er, nach Luft schnappend. »Endlich habe ich euch gefunden! – Lemmberg, du mußt sofort zum Oberleutnant. Er sucht dich wie ’ne Stecknadel!«

»Haben sie dich etwa zum Melder abgestellt?« wollte Unteroffizier Lemmberg von seinem alten Freund und

Feldwebel Hendrich wissen. »Du bist doch bis vor …?«

»Ja, ja, Mensch, hau schon ab!« unterbrach ihn der Kamerad. »Sonst spielt der Chef noch verrückt!«

»Ist ja gut, alter Junge, verzieh mich schon. Wird wohl halb so dringend sein. Ich weiß, der ›Alte‹ hat's immer eilig!«

Lemmberg rannte bereits nach hinten.

»Glaube, die haben sich 'n ganz linkes Ding ausgeknobelt!« rief ihm Hendrich nach.

Das »Ding«, wie es der Melder bezeichnet hatte, war weder »link« noch hatte es einer allzu großen »Ausknobelei« bedurft. Es hieß ganz schlicht und einfach »Stoßtrupp«.

Unteroffizier Lemmberg sollte das Unternehmen führen. Dreiundvierzig Mann standen ihm zur Verfügung.

Der Auftrag: Vorstoß bis zur Bahndammunterführung, beziehungsweise Einbruch in die dort verlaufende gegnerische Linie.

Grüne Leuchtkugel!

»Zeichen für das Gelingen der Aktion!« knurrte Lemmberg. vor sich hin. »Stimmt!« sagte von Wildenstein. »Nun aber weiter: Wenn Feindwiderstand zu stark, Lemmberg, dann brechen Sie ab. Kein unnützes Blutvergießen, verstanden? Irgendwie schaffen wir es schon; es gibt noch andere Möglichkeiten!«

Der Oberleutnant wußte allerdings, daß seine »anderen Möglichkeiten« ziemlich begrenzt waren. Er war im Gegenteil beinahe fest davon überzeugt, daß die Herren Generalstäbler der Division die Stärke der Sowjets am Dnjestr-Brückenkopf unterschätzt hatten.

Lemmberg ging zu seinen Männern, um ihnen das Ziel des Stoßtrupps und den Ausführungsplan zu erklären.

»Die einfachste Sache von der Welt«, sagte er grimmig. »So nahe wie möglich heran, Sperrfeuer unterlaufen, und dann auf sie mit Gebrüll. Dann Handgranaten und nochmals Handgranaten. Damit werden wir es hinkriegen.«

Ein blutjunger Landser lachte. Es war ein nervöses Lachen, in dem die Angst mitschwang. Alle dreiundvierzig Soldaten dieses Todeskommandos wußten, was hinter den zuversichtlich gesprochenen Worten des Unteroffiziers lauerte. In jedem dieser Herzen hämmerte eine Frage: Wirst du davonkommen?

Nur ein feiner Dunstschleier umhüllte den Vollmond, der gleichmütig wie eh und je auf das wahnwitzige Tun und Treiben der Menschen herablächelte.

Für einen Augenblick sah Nebe hinauf in die flimmernde Sternenpracht. Ob sie ihn von da oben sahen, seine Lieben? Das Sperrfeuer hielt mit unverminderter Stärke an.

Lemmberg führte seine Leute zielsicher durch das dunkle Niemandsland. Mit jedem Meter, den sie in gebückter Haltung vorwärts sprangen, kamen sie dem Vernichtungsgürtel aus Granatsplittern und Pulverblitzen näher.

Dann war es soweit! Der Unteroffizier zögerte keinen Augenblick. Mit den Worten: »Vorwärts! Mir nach!« stürmte er seinem Stoßtrupp voran.

Halb blind von den grellen Explosionen ringsum überwanden die Landser den mörderischen Streifen. Ein paar gellende Todesschreie mischten sich in das Heulen und Krachen der Granaten.

»Deckung!« brüllte Lemmberg.

Das rasende Mündungsfeuer von zwei Maxim-Maschinengewehren blitzte von der Böschung auf. Dann war das typische »Plopp-plopp« von Granatwerferabschüssen zu vernehmen.

»Entfernung nur dreißig bis vierzig Meter«, schätzte einer laut. Gleich darauf erfolgten die ersten Detonationen zwischen ihnen.

»Handgranaten fertigmachen zum Wurf!« kam der Befehl des Unteroffiziers.

Sie griffen in ihre umgehängten Leinenbeutel mit Stielhandgranaten, schraubten von einigen die blecherne

Verschlußkappe ab und nahmen eine in die rechte Faust, die Abzugsschnur zwischen Zeige- und Ringfinger der linken Hand.

»Wurf!« kommandierte Lemmberg.

Ein kurzer Ruck an der Abzugsschnur, Zählen von 21 bis 23, und schon flogen mehr als drei Dutzend dieser Sprengkörper durch die pulvergeschwängerte Nachtluft, krepierten mit blendender Stichflamme in oder neben den Deckungslöchern der Russen.

»Vorwärts!«

Einige der Feldgrauen erhoben sich nicht mehr, blieben stumm liegen, ein paar andere stöhnten dumpf, wanden sich im Schmerz oder brüllten laut um Hilfe.

Die Überlebenden dieses Sturms wagten weitere vier, fünf Sprünge. Auf der rechten Seite der Bahndammunterführung war eines der Maxim-Gewehre von zwei Granaten zerstört worden, seine Bedienungsmannschaft lag tot oder verwundet hinter der Waffe.

»Wurf!«

Wieder reckten sich Arme, wieder wuchsen Blitze aus dem Boden.

»Vorwärts!«

Ein paar Meter waren es nur noch bis zur Böschung.

»Hurra!« schrie Lemmberg. Die anderen fielen lautstark ein:

»Hurra! Hurra!« Es klang wie das Gebrüll aus hundert Kehlen.

Vier Handgranaten schalteten das zweite Maxim-Gewehr aus. Rechts und links der Bahndammunterführung ging der Sturm die Böschung hinauf, vorbei an gefallenen Verteidigern. Oben auf dem Gleiskörper schlug den Männern schweres Maschinengewehrfeuer aus den Flanken entgegen.

Der Unteroffizier zählte seine Männer.

Nur achtzehn hatten ihm bis hierher folgen können! Also mehr als die Hälfte gefallen oder verwundet! überlegte er.

Trotzdem hatten sie den Auftrag erfüllt, aber unter welchen Opfern!

Lemmberg erinnerte sich an das verabredete Zeichen: das grüne Signal. Seine Hand griff nach dem Futteral. Wo, zum Teufel, war das Ding?

Betroffen tastete er das Koppel ab. Nur noch die Schlaufe der ledernen Pistolentasche hing daran. Eine Maschinengewehrgarbe hatte Futteral samt Pistole weggefetzt.

»Da haben wir den Salat! Schleppt zufällig einer von euch ’ne Leuchtpistole mit sich herum?«

Keiner hatte eine bei sich.

»… bleibt einem aber auch nichts erspart! – Nebe!«

»Hier Herr Unteroffizier!«

»Mann, schwirren Sie sofort ab! Meldung an den Chef: Kampfauftrag erfüllt, fünfundzwanzig Mann Ausfall! Dringend Unterstützung erforderlich, da der…«

Seine Worte gingen in ohrenbetäubendem »Urräh«-Geschrei unter.

»Achtung! Sie kommen von vorn!« rief Nebe.

Dunkle Gestalten mit aufgepflanztem Bajonett quollen in dichten Haufen von der anderen Seite des Bahndammes hervor.

»Handgranaten dazwischen!« schrie Lemmberg, und er besaß selbst nur noch eine. Die meisten Leinenbeutel seines zusammengeschmolzenen Stoßtrupps waren ebenfalls leer.

Trotzdem wirbelten noch sechs Granaten in die dichte Menschenmauer.

Das »Urräh« brach kurz ab, schwoll aber Sekunden später noch stärker und zu einem wütenden Geheul an.

»Vorsichtig absetzen!« erklang Lemmbergs Stimme. Pausenlos hämmerte seine Maschinenpistole. Dann war das Magazin leer. Zwei oft geübte Handgriffe, ein neues Magazin rastete ein.

Die Männer des Stoßtrupps wehrten sich mit dem Mut der Verzweiflung. Im Abstand von sechs bis acht Metern lagen sie

in einem weiten Halbkreis zwischen den Gleisen und schossen.

Am linken Flügel war es einigen Russen gelungen, ein paar Deutsche in den Nahkampf zu verwickeln. Eine solche Gefechtsart mit der Gesamtmacht des angreifenden Feindes mußte aber verhindert werden, um jeden Preis. Lemmberg wußte, daß sein kleiner Trupp sonst erledigt war. Nur auf Distanz konnte man sich der Übermacht einige Zeit erwehren.

Inzwischen hatten sie sich noch weiter zurückziehen müssen und verteidigten jetzt zäh den oberen Rand der Böschung.

Weitere vier Grenadiere waren gefallen. Der dreiundvierzig Mann starke Stoßtrupp schmolz mehr und mehr zusammen.

Lemmberg überdachte die Lage. Kann nicht mehr lange dauern, sagte er sich, dann haben sie uns zur Schnecke gemacht. Warum trifft keine Verstärkung ein? Hat Nebe überhaupt die mündliche Meldung an den Chef überbracht, beziehungsweise überbringen können? Ist er etwa einer der vier Gefallenen da drüben zwischen den Eisenbahnschienen? Oder hat es ihn unterwegs zum Kompaniegefechtsstand erwischt? Ohne Meldung kann der Chef aber nicht wissen, was sich hier abspielt, und wir warten vergeblich auf Verstärkung…

Also alles umsonst gewesen!

Er beschloß, noch zehn Minuten zu warten. Wenn bis dahin keine Hilfe kam, mußte der Rückzug angetreten werden. Verbissen kämpfend, behauptete die kleine Schar des Stoßtrupps ihre Position. Lemmberg robbte von einem zum anderen. »Durchhalten! – Gleich kommt Ersatz!«

Dem Gefreiten Hilgenfeldt war die Munition ausgegangen. Lemmberg half mit zweien seiner Magazine aus. Handgranatenexplosion!

Messerscharfe Splitter spritzten in flachem Vernichtungskreis. Eines der Eisenteilchen drang Hilgenfeldt durch das rechte Auge ins Hirn.

Wieder einmal – wie oft eigentlich schon? – brach der Unteroffizier eine Erkennungsmarke durch. Die Magazine

nahm er an sich.

Da war plötzlich hinter ihm, noch schwach vernehmbar, aber von Sekunde zu Sekunde anschwellend, das Geräusch von Gleisketten und das Dröhnen von Panzermotoren zu hören.

Bange Sekunden verstrichen. Freund, oder seitwärts durchgebrochener Feind, der, einen Bogen machend, die Deutschen im Rücken angreifen würde?

Beinahe gespenstisch, im fahlen Aufleuchten der Granaten, rasselten sie heran.

»Tiger! Tiger! Unsere Tiger kommen!«

Der erlösende Jubelschrei ging von Mund zu Mund. Die gebotene Vorsicht vergessend, sprangen die letzten Männer des Stoßtrupps auf und rannten den heranwalzenden Panzern entgegen. Hinter ihnen schlossen sie sich den in dichten Scharen nachdrängenden Kampfgruppen der Grenadiere an.

Nebe war zurückgehastet, Feuer und Tod nicht achtend, nur von einem Gedanken beseelt: Verstärkung für die Kameraden!

Im Kompaniegefechtsbunker wäre er beinahe zusammengebrochen. Nebe hielt eine ganze Menge aus, aber doch nicht alles.

Von Hauptfeldwebel Breyer erhielt er einen Schluck Schnaps, der die Lebensgeister sofort etwas anregte.

»Warum hat Unteroffizier Lemmberg nicht wie verabredet das grüne Leuchtsignal gegeben?« wollte von Wildenstein wissen.

»… hat die Pistole verloren, Herr Oberleutnant…!«

»Verloren?«

»…meine, ist ihm weggeschossen worden, direkt vom Koppel, weggefetzt – MG-Garbe vielleicht…«

Den tapferen Männern des Stoßtrupps mußte geholfen werden, und zwar sofort, schnellstens, sonst kam jede Hilfe zu spät! Der Oberleutnant wußte es und reagierte entsprechend. Zwei kurze Telefongespräche wurden geführt. Eines mit dem Kommandeur der in Bereitstellung stehenden Panzer, ein

zweites mit dem Bataillonskommandeur.

Wenig später sprangen drei Panzerbesatzungen zu je fünf Mann in ihre Tiger II, auch »Königstiger« genannt. Die Motoren brüllten auf, die Gleisketten setzten sich in Bewegung.

Der Soldat Nebe kletterte auf den am Kompaniegefechtsstand haltenden Führungspanzer, quetschte sich durch das Turmluk und nahm neben dem Fahrer Platz, um ihn einzuweisen.

Konnte der Angriff des Stoßtrupps, dieser Einbruch in die gegnerische Stellung, nicht gleich mit Panzerunterstützung vorgetragen werden? Mußte erst das Blut von so vielen Männern fließen? Auch Nebe stellte sich diese Frage. Es gab jedoch manches, was auch er nicht wußte. Dieses beispielsweise:

Wenn nämlich von einer Panzereinheit, die ihren ganz speziellen Kampfauftrag hatte, drei Wagen für einen Sondereinsatz abgestellt werden sollten, so bedurfte es dazu der Zustimmung verantwortlicher Kommandeure. In den seltensten Fällen war das aber so einfach zu bewerkstelligen, wie dies beim Chef der »Fünften« durch zwei Telefonate der Fall gewesen war. Persönliche Beziehungen der verantwortlichen Offiziere spielten hierbei oft eine große Rolle.

Im tödlichen Schachspiel des Krieges gab es selbstverständlich auch Fehlzüge, bei Freund und Feind. Es wurden Befehle erteilt, die sich überschnitten, bereits überholt waren, mißverstanden oder bewußt gefälscht wurden. Befehle, die den Kampfverband zu spät erreichten oder manchmal auch gar nicht. Das aber war nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Der Frontsoldat in seinem engen Wirkungskreis merkte davon meistens nichts.

*

Zu diesem Zeitpunkt weiteten sich örtliche Angriffe einzelner Kompanien und Regimenter am Dnjestr-Brückenkopf zu einem Großangriff aller Kampfverbände aus. Ihr Auftrag: Endgültige Vernichtung der russischen Divisionen!

Nordwestlich von Scharneny pirschten sich zwanzig Tiger-Panzer in Kiellinie nach vorn. Die Männer in den schwarzen Uniformen wußten, daß sie den sogenannten »Traumwagen« der deutschen Panzertruppe fuhren, den »Königstiger«.

Einige der Panzerbesatzungen waren dabei gewesen, als am 5. März 1944 nur fünf ihrer »Tiger« südöstlich von Schepetowka in eine sowjetische Panzerbereitstellung stießen. Innerhalb von neun Minuten wurden dort von den fünfundfünfzig T 34 und KW I fünfunddreißig Feindpanzer vernichtet!

Der »Königstiger« war der am meisten gefürchtete Panzer der deutschen Wehrmacht geworden. Neben einer 8,8-cm-KwK (Kampfwagenkanone) und zwei Maschinengewehren war er mit einem Infrarot-Nachtzielgerät ausgerüstet. Mit diesem Gerät konnte jedes Ziel, auch in stockdunkler Nacht, erkannt werden. Dieser Vorteil machte sich auch im Kampf am Dnjestr-Brückenkopf bemerkbar.

Schon nach fünfhundert Metern wurden die ersten T 34, KW I und KW II ausgemacht. Die deutschen Panzerkommandanten informierten sich gegenseitig durch Sprechfunk.

In breiter Formation folgte dann der Angriff. Die typischen rotgelben Flammenzungen der 8,8-KwK züngelten durch die Nacht.

Es dauerte nur sechs Minuten länger als bei Schepetowka: Schon nach einer Viertelstunde lagen Dutzende abgeschossener Feindpanzer brennend im Gelände.

In wilder Flucht zog sich die russische Infanterie zurück, verfolgt von den Garben der MG 42. Diese Waffe mit der verheerend schnellen Schußfolge* wurde von den sowjetischen

* theoretisch rd. 1500 Schuß pro Minute

Soldaten als »Knochensäge« bezeichnet.

Deutsche Sturminfanterie konnte kaum folgen. Überall, wo sie hinkam, hatten die Panzer die grausige Arbeit schon zum größten Teil für sie verrichtet.

Südwestlich von Pugotscheny dehnte sich ein Kilometer breiter und vier Kilometer langer See. Es war im Morgengrauen, als hier deutsche Sturmpioniere mit 50 Booten auf das feindlich besetzte Ufer zuhielten.

Mörderisches Feuer jagte ihnen entgegen. In jedem zweiten Boot saßen Spezialisten mit Flammenwerfern. Eines der kleinen Wasserfahrzeuge erhielt einen Volltreffer und flog in die Luft. Ein schwarzer Rauchvorhang breitete sich über den See.

Neunzig Meter, dann noch etwa achtzig Meter bis zum Ufer! Jetzt!

Vierundzwanzig Geräte wurden gezündet. Rotbrennendes Flammenöl zischte aus den Schlauchmündungen. Schwarze Wolken wälzten sich über die russische Verteidigungsstellung.

Sekunden später sprangen die Sturmpioniere an Land, brennende Erde unter den Füßen. Es zeigte sich kein Widerstand mehr.

Bis zum späten Nachmittag konnte der Angriff fast an allen Abschnitten erfolgreich fortgesetzt werden. Über zweitausend Gefangene wurden eingebracht, große Mengen an Kriegsmaterial erbeutet oder vernichtet. Zahllose Gefallene – in feldgrauer und erdbrauner Uniform – bedeckten das Schlachtfeld.

Ein Bild des Grauens bot sich dem Blick: ausgebrannte oder durchschlagene Panzer, Berge von Munition, tote Pferde, zerschossene Zugmaschinen, Trecker, zerrissene Geschütze und Protzen, und immer wieder Tote – Tote…!

Gegen Abend versteifte sich der russische Widerstand mehr und mehr. Schlachtflieger griffen mit Bordwaffen in den Kampf ein. In waghalsigen Einsätzen jagten die Piloten ihre

Maschinen über den Erdboden hinweg. Diesen ungestümen Kampfgeist bewunderte im stillen jeder deutsche Landser.

Gegen Abend, ein purpurroter Sonnenball versank in blauviolettem Dunst, geschah das Unmögliche:

Der schon vernichtet geglaubte Gegner trat zum Gegenangriff an. Nicht zaghaft und auch nicht örtlich, sondern auf der ganzen Breite des Brückenkopfes.

Im Schutz der feuernden Tiger-Panzer und einiger Nachhuten gelang es den Deutschen zwar, sich einigermaßen geordnet abzusetzen, es konnte aber nicht verhindert werden, daß von dem an der Nord- und Südflanke vorstoßenden Gegner Bis Mitternacht ein Kessel gebildet wurde, der etwa neunhundert deutsche Soldaten einschloß.

Hauptmann Sasse war der dienstälteste und ranghöchste Offizier im Einschließungsring. Er gab den Befehl zum Eingraben und Einigeln. Bis zum Morgengrauen sollte abgewartet werden. Dann wollte man einen Durchbruch nach Westen versuchen – in der Hoffnung, daß dieses Unternehmen von den eigenen Panzern noch bemerkt und unterstützt werden würde.

Aber es sollte noch ganz anders kommen.

Während der Nacht fanden innerhalb des Kessels kaum Kampfhandlungen statt. Der Russe beschränkte sich auf die Verfolgung des Feindes.

4.15 Uhr!

Mit einem Granatwerferüberfall auf den westlichen Umschließungsring begann das Ausbruchsmanöver. Im Rücken und in den beiden Flanken wurde die Absetzbewegung von Maschinengewehren gedeckt.

Meter um Meter, unter schweren Verlusten, gelang es den Feldgrauen, den Feind zurückzudrängen. Doch der Ring konnte nicht durchbrochen werden.

Gegen Mittag hielt Hauptmann Sasse in einer nur leicht beschädigten Bauernkate eine Lagebesprechung ab.

»Viel ist nicht zu sagen, meine Herren. Der Einschließungsgürtel ist fest. Fester als wir annehmen konnten. Unser Ausbruchsversuch – na, Sie wissen ja selbst. Hier die wichtigsten Einzelheiten: Es stehen uns noch 635 einsatzfähige Leute zur Verfügung. An Waffen, außer Seitengewehren: 462 Sturmgewehre 44, 293 Maschinenpistolen MP 40, 60 Maschinengewehre 42, 48 leichte Granatwerfer, 2 tragbare Flammenwerfer 42, 361 Eierhandgranaten und 402 Stielhandgranaten. Sie ersehen daraus, daß unsere Feuerkraft nach wie vor beachtlich ist.«

»… auf den Russen aber gar keinen Eindruck macht«, warf Oberleutnant Runge bitter lächelnd ein.

Sasse sah dem Sprecher fest ins Gesicht.

»Derartige negative Gedanken, Herr Runge, helfen uns nicht weiter. Wenn Sie sonst nichts zu sagen haben …?«

Betretenes Schweigen folgte nach dieser Zurechtweisung.

Oberleutnant von Wildenstein trat an eine der kleinen Fensteröffnungen, durch die ein lauwarmer Wind den Geruch von Frühling hereinwehte. Auf einer der hügeligen Bodenerhebungen, die sich rings um die Kate zogen, wurde gerade ein Maschinengewehrposten abgelöst. Weit von Westen her grollte Geschützdonner heran.

Mit müdem Gesichtsausdruck lehnte sich der Offizier an die weißgekalkte Wand.

»Ich kann mir vorstellen«, sagte er, »daß der Russe den westlichen Teil des Kessels besonders stark verteidigt. Meines Erachtens ist unser Fehler dort zu suchen, daß wir gerade an der stärksten Stelle den russischen Verteidiger angegriffen haben. Seine schwächste Position liegt in unserem Rücken, beziehungsweise an der nördlichen und südlichen Flanke. Wenn…«

»Aber…«

»Lassen Sie mich ausreden, Herr Runge! Wenn wir einen wuchtigen Angriff gegen den örtlichen Umschließungsring

führen, einen Durchbruch erzielen, nach Süden oder Norden schwenken, um dann …«

»Das ist doch…«

»Bitte, Herr Runge! – Also nach Süden oder Norden schwenken, um dann einem nächtlichen Gewaltmarsch auf den Rücken der russischen Hauptkampflinie zu stoßen, dann haben wir alle Chancen, im Zusammenwirken mit unseren auf der anderen Seite operierenden Truppen durchzukommen.«

Oberleutnant Runge atmete tief und schüttelte den Kopf.

»Und der Russe, lieber Herr von Wildenstein?« sagte er betont langsam. »Der Russe ist natürlich so nett und läßt die flüchtenden Germanskis auf ihrem Nachtmarsch – wie Sie es ausdrücken – unbehelligt und fröhlich nach Westen ziehen. Vielleicht stimmen wir noch das alte schwungvolle Lied dabei an: ›Es ist so schön Soldat zu sein …!‹«

»Aber meine Herren, meine Herren, wo soll denn das hinführen?« Hauptmann Sasse hob beschwörend die Hände.

»Selbstverständlich, Herr Runge, Nachtmarsch war nicht gerade treffend ausgedrückt, aber sonst muß ich den Plan gutheißen. Ich würde noch hinzufügen, daß die Absetzbewegungen in Richtung Westen nach erfolgtem Durchbruch aus dem Kessel in kleineren Kampfgruppen zu zehn bis fünfzehn Mann durchgeführt werden.« Sasse blickte fragend auf.

»Einverstanden«, sagte Runge mit zusammengebissenen Lippen und mahlenden Kiefern. »Ich glaube zwar nicht, daß wir auf diese Weise die geringste Chance haben, lebend davonzukommen, aber Sie, Herr Hauptmann, tragen schließlich die Verantwortung!«

Er hatte die Worte »auf diese Weise« stark betont, so daß jetzt Hauptmann Sasses harte Frage kam:

»Auf welche Weise denn, Herr Oberleutnant?«

»Auf eine andere Weise, Herr Hauptnann, die vielleicht schon morgen oder später spruchreif sein wird!«

»Sie meinen…«

»Ich meine gar nichts, Herr Hauptmann. Angesichts der Lage gebe ich nur zu bedenken…«

Jeder der Offiziere verstand, was der Oberleutnant mit seiner Andeutung meinte: Übergabe!

Aber noch war ihr Wille ungebrochen, ihre Einsatzbereitschaft zu stark, um diesem Glauben Raum zu geben.

So, als wäre es eine abgekartete Sache gewesen, ertönte jetzt weit drüben vom Waldrand her die Stimme eines Grabenlautsprechers.

»Soldaten! Hier spricht Hauptmann Westheim von der zweiten Kompanie. Ihr seid von starken russischen Kräften eingeschlossen. Ihr habt keine Möglichkeit, den Kessel zu durchbrechen. Ich fordere euch daher auf: Werft eure Waffen weg und kommt in Gruppen von acht bis zehn Mann herüber! Es wird euch nichts geschehen. Ich gebe euch mein Ehrenwort als Offizier, daß …«

Die Stimme brach ab. Es machte einige Male »plock, plock«, und drüben, wo der Grabenlautsprecher stehen mußte, schlugen ein paar Granatenein.

Nach wenigen Minuten war die Stimme wieder zu hören, diesmal aus einer anderen Richtung.

»Denkt an eure Frauen, an eure Kinder! Gebt den aussichtslosen Kampf auf! Nehmt eure Offiziere gefangen, wenn sie euch in den Tod treiben wollen!«

Diesmal machte es nicht »plock, plock«. Auf viele Landser hatten die Worte des Hauptmanns einen tiefen Eindruck gemacht. Ein paar versprengte Männer der 2. Kompanie, die sich mit im Kessel befanden, hatten die Stimme ihres Chefs erkannt, der jetzt als Gefangener des Gegners zu ihnen sprach.

Es konnte sich also kaum um eine Falle handeln, denn Hauptmann Westheim war unter seinen Leuten als Offizier anerkannt und beliebt. Oder hatte man ihn etwa zu seiner

schönen Rede gezwungen?

Für 21.30 Uhr war der zweite Ausbruchsversuch vorgesehen. Man beabsichtigte, den Russen zu täuschen: vorbereitetes Granatwerferfeuer auf die westliche Umschließung, Front und Konzentration der Kampfgruppen gegen Osten.

Und tatsächlich: Nach zweieinhalbstündigem, pausenlosem Anrennen ohne Rücksicht auf Verluste gelang ein Einbruch von etwa dreihundertfünfzig Metern Breite.

Nur etwa hundertachtzig Landser – unter ihnen auch Oberleutnant Runge – konnten durch die Frontlücke schlüpfen. Schneller als erwartet hatte der Gegner den Einbruch wieder abgeriegelt.

Am nächsten Morgen wurden zweihundertvierundvierzig gefallene und verwundete Landser gezählt. Unter den Toten befand sich auch der »Scharfmacher«.

Oberleutnant von Wildenstein war gleich beim ersten Ansturm gefallen. Fünf Maschinenpistolenkugeln hatten seine Brust durchschlagen.

Grenadier Nebe erfuhr es von Unteroffizier Lemmberg. Auch diese beiden Männer verstanden sich ohne Worte, denn einer wußte, was in dem anderen jetzt vorging.

Unteroffizier Lemmberg betrat den Raum.

»Was gibt’s, Lemmberg?« fragte Hauptmann Sasse und fuhr sich mit der Hand nervös über die Stirn.

»Munition wird knapp, Herr Hauptmann. Die Leute haben seit zwei Tagen keine Verpflegung erhalten, und was noch schlimmer ist, Herr Hauptmann, in diesen zwei verfluchten Bauernkaten gibt es keinen Tropfen Wasser.«

»Ich weiß, Lemmberg, ich weiß alles. Die Verwundeten haben nicht die notwendigste Hilfe. Sie sterben und verbluten an den leichtesten Verletzungen, und der Iwan brauchte eigentlich nur abzuwarten, bis wir von selbst aufgeben. Die Panzer, auf die wir gehofft hatten, sind nicht gekommen. Also, Lemmberg, was würden Sie an meiner Stelle tun?«

»Herr Hauptmann, wir kommen schon raus. Irgendwie! Haben es doch immer geschafft, Herr Hauptmann.«

Der Unteroffizier hatte es voller Vertrauen und Zuversicht gesagt. Diese schlichten Worte gaben dem schon halb resignierenden Offizier, auf dem die ganze Verantwortung lastete, neue Kraft.

»Wir kommen schon raus – wir kommen schon raus!« hörte er immer noch die Worte Lemmbergs, der schon längst wieder zu seinen Leuten gegangen war.

Am Abend desselben Tages um 22 Uhr wurde der Soldat Nöhring auf seinem Posten abgelöst.

Der Obergefreite Zwingelberg trat an seine Stelle. Die Nacht war ruhig. Der Gegner drüben hatte ja Zeit. Die verdammten »Fritzen« saßen fest in der Falle und mußten sowieso bald aufgeben, weil sie sonst verdursten würden.

Um 22.10 Uhr kam der Gefreite Schönbrunn leise von hinten herangeschlichen. Was danach geschah, hätte sich folgendermaßen abgespielt haben können:

»Alles in Butter?« raunte Schönbrunn, sich vorsichtig umblickend.

»Denke, ja.«

»Also los!«

»Warte noch einen Augenblick! Wäre es nicht besser, wenn wir doch…?«

»Fang jetzt nicht wieder mit deiner alten Platte an! Du hast doch gehört, was der Hauptmann von der Zweiten gesagt hat. Willst du noch mehr? Sollen sie dich mit einer Sänfte abholen?«

»Quatsch! Aber…«

»Kein Aber! Schluß mit der Warterei! Hätten es schon längst machen sollen. Nimm den Passierschein in die Hand für alle Fälle, und komm jetzt endlich!«

»Und die Waffen?«

»Lassen wir gleich hier, brauchen wir nicht mehr.«

Zwingelberg seufzte gequält.

»Halte dich genau hinter mir! Kenne jedes Mauseloch hier. In einer Viertelstunde haben wir alles überstanden.«

Sie schlichen vorwärts, hinaus in die blauschwarze Nacht, verließen ihren Posten. Es herrschte Stille. Nur ganz vereinzelt knallten irgendwo Gewehrschüsse.

Etwa die Hälfte des Weges war zurückgelegt.

»Wollen wir uns nicht durch ein Rufzeichen zu erkennen geben?« wisperte Zwingelberg.

»Jetzt noch nicht«, antwortete Schönbrunn ebenso leise, »noch hundert Meter, denn…«

Ein russischer Posten, der hinter seinem Maxim-Gewehr stand, hatte etwas gesehen, ein deutscher Posten, hinter einem MG 42 postiert, ebenfalls. Dann schossen sie beide.

Zwingelberg fiel und lag, von Kugeln zersiebt, mit dem Gesicht nach Westen. Schönbrunn starb wenige Meter neben ihm. Beide umkrampften mit der Faust ein Stück Papier, das ihr Leben hätte retten sollen. Es hatte keine Viertelstunde gedauert, bis alles überstanden gewesen war.

Gegen 23.30 Uhr kamen sie.

Funker Bruchmann saß neben Hauptmann Sasse an einem Tisch im Gefechtsstand und bastelte an seinem tragbaren Tornisterfunkgerät herum.

»Es lag an der Stabbatterie, Herr Hauptmann. Moment noch, werde gleich Funkverbindung haben.«

Draußen vor der Tür erscholl der Ruf eines Postens:

»Halt!-Parole!«

Ein kurzer Wortwechsel folgte, Fluchen, Schimpfen, dann wurde die Tür polternd aufgestoßen. Schwere Knobelbecher stampften über den Lehmboden herein. Sasse sprang auf.

»Was soll das?«

Mit lauernden, bösen Augen, einige ängstlich und doch wild entschlossen, füllten die Landser den engen, niedrigen Raum.

Ein bulliger Kerl, dem in den letzten Tagen ein kurzer

schwarzer Stoppelbart gewachsen war, baute sich breitbeinig vor dem Offizier auf.

»Schluß jetzt!« begann er unvermittelt mit heiserer, krächzender Stimme. »Wir wollen nicht mehr, haben die Schnauze voll, verstehen Sie mich, Herr Hauptmann!« Er zog das »Herr« besonders lang und lachte höhnisch. »Geben Sie den Befehl zur Feuereinstellung, sofort, haben Sie mich verstanden, Herr Hauptmann? Wir wollen endlich wieder fressen und saufen, wir wollen nicht verrecken!«

Er schrie die letzten Worte Sasse ins Gesicht und ballte die Faust. Langsam blickte der Offizier auf. Die grauen Augen in seinem harten Gesicht brannten, es ging etwas von ihnen aus, das den anderen wie im Krampf erstarren ließ.

Sekunden verstrichen. Von fern her drangen das Heulen und der Einschlag einer Granate in den Raum. Sonst war es still. Die berühmte Stecknadel hätte man fallen hören können.

Da ging ganz plötzlich ein Zucken durch den Körper des bärtigen Mannes, und eine Träne lief über das wettergegerbte Gesicht.

»Verzeihung, Herr Hauptmann – wir können einfach nicht mehr – wir müssen endlich…«

»Schnauze!« brüllte ein stiernackiger Gefreiter dazwischen und drängte sich nach vorn. »Willst du weich werden? Angst vor dem Herrn Offizier, was? Respekt vor der Kokarde bis zum letzten Atemzug, was? Hier! Seht her! Das ist mein Respekt!«

Blitzschnell holte er aus und schlug die Faust gegen den Kopf des Hauptmanns.

Er hatte aber nicht mit dem Funker Bruchmann gerechnet. Der hatte schon etwas Ähnliches kommen sehen. Mit seinem linken Unterarm fing er den Hieb ab und setzte dem Stiernackigen seinerseits die Faust zwischen die Zähne, daß er zurücktaumelte und von Kameraden aufgefangen werden mußte.

In diesem Moment peitschten draußen Schüsse auf. MG 42

begannen zu rattern, Einschläge von Granatwerfern rumsten.

»Alarm! Alarm!« gellten Schreie, und von weitem das Gebrüll angreifender Russen.

Die eben noch gewillt waren, Schluß zu machen, sich zu ergeben, sie rannten nun hinaus in ihre Gräben, Maschinengewehrnester und Schützenlöcher. Jede Schwäche war vergessen, ein Gedanke vereinte sie alle: Der Feind kommt! Er greift an! Wir müssen uns wehren!

Sie taten es mit voller Kraft, bis zum Letzten. Ihre Sturm- und Maschinengewehre feuerten in die Reihen der Gegner. Handgranaten rissen Lücken, und einer der noch intakten Flammenwerfer bahnte gräßliche Gassen des Todes.

Hauptmann Sasse lag selbst hinter einer Waffe. Im Schein der Leuchtkugeln erkannte er neue Angriffswellen, sah, wie sie über die Gefallenen hinwegstiegen, vorwärts stürzten.

Nach zwei Stunden gab der Feind auf. An einzelnen Stellen waren die Landser zurückgewichen, aber immer noch behaupteten sie sich.

»168 Ausfälle, Herr Hauptmann!« meldete Lemmberg. »Wir sind noch genau 77 Einsatzfähige!«

Der ganze Kessel war auf etwa 3.000 Quadratmeter zusammengeschrumpft. Umgeben von leichten Bodenerhebungen bildeten die beiden Bauernkaten so ziemlich den Mittelpunkt.

In einem Hohlweg, vom Feind nicht einsehbar, lag einer der »Königstiger«. Ein leichter Paktreffer hatte ihn manövrierunfähig gemacht. Von der Besatzung, die bei den Ausbruchsversuchen infanteristisch eingesetzt wurde, waren drei Mann gefallen. Der Fahrer und der Kommandant des Kampfwagens, Leutnant Scholz, lebten noch. Hauptmann Sasse hatte eine Idee, die er kaum zu Ende zu denken wagte.

»Leutnant Scholz!«

»Herr Hauptmann?«

»Sagen Sie – hm – Ihr Kasten da …?«

Der Leutnant zuckte die Schultern.

»Selbst schon daran gedacht, aber kaum wieder flott zu kriegen. Das Schachtellaufwerk hat einen leichten Treffer erhalten, und der Motor springt nicht mehr an, obwohl er nicht beschädigt wurde.«

»Ist der Fahrer nicht in der Lage …?«

»Sie meinen Unteroffizier Völker? Der hat allerdings schon alles mögliche probiert. Er glaubt selbst nicht, daß der Schaden behoben werden kann.«

»Wäre ja auch zu schön gewesen, wenn wir dem Russen jetzt, wo er uns schon so gut wie erledigt glaubt, noch einen Panzer vor die Nase setzen könnten«, sagte Sasse.

»Die würden Augen machen!« nickte Scholz seufzend.

»Und das Laufen bekommen«, ergänzte der Hauptmann.

Unteroffizier Völker, der Fahrer, erhob sich schwitzend, mit ölverschmierten Händen.

»So, das mit dem Laufwerk hätten wir einigermaßen hingekriegt. Jetzt will ich mir noch einmal den Motor ansehen!«

»Also haben wir doch noch eine Chance?« fragte Scholz hoffnungsvoll.

»Freuen Sie sich nicht zu früh, Herr Leutnant. Konnte das Laufwerk nur provisorisch reparieren. Hoffe, daß es ’ne Weile hält, garantieren kann ich aber nicht.«

»Gut, gut, Völkel, jetzt ran an den Motor! Verdammt noch mal, kann doch eigentlich nur an der Zündung … Beeilen Sie sich, sonst rückt uns der Iwan doch noch auf den Pelz!«

Eine Gruppe von Landsern umringte neugierig den Panzer. Im Nu hatten sie spitzgekriegt, daß ihnen hier mit diesem immer noch waidwunden »Tiger« das Schicksal vielleicht noch einen allerletzten Rettungsanker zuwarf.

»Mensch, wenn das zu machen wäre«, ereiferte sich Kirch.

»Halt die Luft an und freu dich nicht zu früh!« wurde er von

Köhler gebremst. »Du siehst doch, daß sie Schwierigkeiten haben mit dem Ding da!«

»Na ja, wenn aber vielleicht…?«

Kirch vollendete seinen Satz nicht mehr, es kam ihm plötzlich selbst wie ein allzu schöner Traum vor, der sich wahrscheinlich doch nicht erfüllen würde.

Aber auch in den Köpfen der anderen hatte der Gedanke sich bereits eingenistet: Der Panzer! Wenn man ihn doch noch startklar bekommen könnte!

»Ha, wo fehlt's denn, Herr Unteroffizier?« fragte Geisinger in seiner biederen Art.

»Wieso, sind Sie Fachmann? Verstehen Sie was von Motoren?«

»Ha no, a bißle scho. Wisse Se, Herr Unteroffizier, was mei Vatter isch, der hat immer g'sagt, Büble, hat er g'sagt…«

»Was hat denn Ihr Vater jetzt mit dem Motor zu tun, verdammt noch mal?« schimpfte der Unteroffizier aufgebracht.

»Bleiben Sie ruhig!« raunte ihm Kirch zu. »Der hat doch nicht alle beisammen, verstehen Sie?«

»Ach so…!«

Völker testete den Mechanismus des Motors. Er reinigte Filter, Kontakte, Leitungen, prüfte die Zündung,

»Werden wir gleich haben, Herr Leutnant«, tröstete er und versuchte zu starten.

»Der sagt keinen Piep mehr!« rief einer der Umstehenden.

»Wer?« fragte Geisinger naiv.

»Na der Motor natürlich, du Heini.«

Völker schraubte Teile ab und wieder an. Noch einmal fummelte er an der Zündung herum. »Jetzt muß er kommen!« Start: nichts!

Der Unteroffizier kratzte sich verlegen hinter dem Ohr.

»…ist doch eigentlich alles in Ordnung! Warum, zum Kuckuck, springt der Mistbock nicht an?«

»Bei mir tat er scho anspringe«, meinte Geisinger gemütlich

und schmauchte sein kurzes Pfeifchen. »Mir fehlt halt nur a kleins Drähtle.«

Ein vernichtender Blick des Unteroffiziers traf ihn.

»Laßt ihn doch mal ran!« meinte da Leutnant Scholz. »Kaputter kann er das Ding nicht mehr machen.«

»Der schon!« behauptete Völker mit einem vielsagenden Seitenblick.

»I brauch' halt nur a klein's Drähtle«, wiederholte Geisinger mit strahlendem Gesicht.

»Hier haben Sie Ihr ›Drähtle‹!« äffte ihn Völker wütend nach.

»Und noch a Lämple, a klein's Lämple«, freute sich der Schwabe, »damit i ebbes sehe kann.«

Er beugte sich über den Motor und tauchte die drahtbewehrte Hand tief hinunter in die Eingeweide des »Tigers«.

Es dauerte keine zehn Sekunden.

»Jetzt!« rief er mit Bedacht. »Lasse Se Ihr Schmuckkäschtle an!«

Völker schüttelte verzweifelt den Kopf, kletterte aber auf einen Wink von seinem Leutnant schicksalsergeben auf den Fahrerplatz, startete und…

Der Motor brüllte auf, daß der Boden ringsum erzitterte.

Leutnant Scholz starrte den Schwaben fassungslos an.

»Menschenskind, Mann, wie haben Sie das fertiggebracht?« schrie er durch den Lärm.

»Mei Vatter hat immer g'sagt, Büble, hat er g'sagt…«

In den dröhnenden Explosionen, die mit grellen Stichflammen aus dem Auspuff donnerten, verstand keiner mehr, was der Vater immer zu dem Büble gesagt hatte, auch der Leutnant nicht,

»Tiger II einsatzbereit!« meldete Völker erleichtert seinem Kommandanten. »Treibstoff reicht noch für fünfzig bis sechzig Kilometer!«

»Knapp, sehr knapp! Aber vielleicht genügt es. Stellen Sie

ab, Völker, werden jeden Liter gut brauchen können. Außerdem könnte der Iwan aufmerksam werden!«

Hauptmann Sasse betrat mit Leutnant Scholz den Gefechtsstand.

»Na, Bruchmann, was Neues?«

Der Funker zog die Kopfhörer von den Ohren.

»'ne ganze Menge, Herr Hauptmann. Der Russe konnte bereits nach zwanzig Kilometern gestoppt werden, hatte schwere Verluste, und soweit dieser Funksalat zu entziffern ist, stehen Gegenangriffe unmittelbar bevor.«

»Gegenangriffe?« wiederholte der Panzerleutnant ernst. »Es ist jetzt 2.12 Uhr. In drei Stunden ungefähr geht die Sonne auf. Wir haben zwei Möglichkeiten: Entweder die drei Nachtstunden werden noch genutzt, um mit dem jetzt kampfbereiten Panzer durchzubrechen, oder wir warten, bis sie uns mit dem nächsten Gegenangriff raushauen!«

»Ich sehe auch nur diese beiden Chancen«, sagte der Hauptmann.

»Allerdings würde ich mich nicht auf einen Entlastungsangriff verlassen.«

»Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott!« warf Scholz ein.

»Das wollte ich in etwa auch sagen«, fuhr Sasse fort. »Deshalb schlage ich folgendes vor: Sie fahren einen Angriff genau in Richtung der westlichen Umschließung, walzen die feindlichen Schützenlöcher erst fünfhundert Meter nach Norden und dann fünfhundert Meter nach Süden zusammen. Sechs Mann mit zwei Maschinengewehren und Maschinenpistolen sitzen auf und verstärken Ihre Feuerkraft. Den Rest der Leute werde ich zu sieben Kampfgruppen von zirka zehn Mann zusammenstellen, die Angriff und Ausbruch in einer Breite von etwa dreihundert Metern beginnen, sobald sie Feindberührung haben. Ich weiß, es ist ein riskanter Versuch, aber mit den gegebenen Möglichkeiten …«

»Es ist schon das Beste, was wir aus dieser verfahrenen Lage

machen können, Herr Hauptmann. Noch eine Frage: Können Sie mir zwei gute MG-Schützen zur Verfügung stellen? Die 8,8 KwK werde ich selbst bedienen…«

»Aber selbstverständlich, daran soll es nicht fehlen. Es steht Ihnen auch ein ausgezeichneter Funker zur Verfügung.«

Bruchmann nahm Haltung an.

»Jawohl, Herr Hauptmann!«

»In Ordnung«, sagte Scholz. »Ich werde die MG-Schützen und den Funker schnellstens mit einigen Besonderheiten vertraut machen. Von mir aus kann es dann losgehen!«

Während die beiden Offiziere den Durchbruchsplan besprachen, gab es draußen neben dem Kampfwagen eine erregte Auseinandersetzung. Irgendwie war das Gerücht aufgekommen, daß der Panzer als Fluchtfahrzeug aus dem Kessel benutzt werden sollte.

»Und wer haut natürlich ab damit?« putschte der stiernackige Gefreite Kusch. »Die Herren Offiziere und so weiter! Und uns lassen sie hier verrecken. Aber das machen sie nicht mit mir, das sage ich euch! Für mich ist da drin auch ’n Platz, sonst kommen die nicht rein, dafür sorge ich!« Wild fuchtelte er mit seiner Nullacht herum.

»Wer hat denn diese Scheißhausparole aufgebracht?« schaltete sich Lemmberg ein. »Glaubt doch nicht alles, was sich da einer zusammengesponnen hat! Bestimmt ist…«

Er wurde unterbrochen. Kusch trat hart an ihn heran. »Halt doch dein großes Maul! Du bist doch auch einer von denen, die sich verkrümeln, wenn’s gefährlich wird!«

Lemmberg war ein Gemütskerl, aber alles ließ er auch nicht auf sich sitzen.

»Das ist einer von der 2. Kompanie, Herr Unteroffizier«, sagte der Gefreite Sperringer. »Ist ’n Raufbold. Habe selbst erlebt, wie er sich mit den Küchenbullen angelegt hat, weil er angeblich zu wenig Verpflegung erhalten hätte!«

»Sagen Sie mal«, wandte sich der Unteroffizier nun in

ziemlich dienstlichem Ton an den Gefreiten Kusch, »Sie scheinen überhaupt nicht zu wissen, wie man mit Vorgesetzten redet. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß …«

»…du mir den Buckel runterrutschen kannst, du Armleuchter!« unterbrach ihn Kusch. Seine Augen funkelten böse. »Hau ab!« brüllte er, zitternd vor Wut und hob den Arm mit der Nullacht. »Sonst…«

»Was – sonst?« fragte Lemmberg furchtlos und trat ihm einen Schritt entgegen. »Wollen Sie mir drohen?«

»Ich zähle bis drei!« schrie Kusch außer sich. »Eins, zwei…«

Jetzt drehte auch der Unteroffizier durch. Seine Faust traf den Unterarm Kuschs und schlug ihn nach oben. Ein Schuß löste sich. Dann packte Lemmberg seinen Gegner an Schulter und Oberschenkel, riß ihn hoch und schleuderte den Mann zu Boden.

Ein zweiter Schuß löste sich. Kusch hatte seine Waffe fest in der Faust gehalten. Das wurde ihm zum Verhängnis. Er fiel mit der Brust auf die Mündung der Nullacht, die Kugel drang ihm mitten durchs Herz.

Unteroffizier Lemmberg verschluckte einen Fluch. Das hatte er nicht gewollt.

»Hat er nicht anders verdient, Herr Unteroffizier.« sagte der Obergefreite Köhler. »Machen Sie sich keine Sorgen.«

In diesem Augenblick kamen die beiden Offiziere hinzu.

»Was geht hier vor, Lemmberg?« fragte der Hauptmann.

Der Unteroffizier erstattete Bericht. »Tut mir leid, daß es passiert ist!« schloß er.

»Schon gut, Lemmberg, der Mann war anscheinend mit den Nerven fertig. Bedauerlicher Fall! Sie tragen keine Verantwortung.« Dann befahl er die Gruppenführer zu sich. Sieben Obergefreite und Unteroffiziere meldeten sich.

»Letzter Ausbruchsversuch, Männer, diesmal allerdings mit Panzerunterstützung. Der Gegner hat keine Ahnung, was auf

ihn zukommt, das Überraschungsmoment wird uns also helfen. Eine Gruppe bildet die Nachhut und je eine Gruppe die Flankensicherung.«

Hauptmann Sasse erwähnte noch Einzelheiten und schloß mit den Worten: »Das Wichtigste: vorsichtiges Lösen vom Feind. Sie dürfen drüben nicht ahnen, was wir vorhaben. Und nun, Kameraden, die Parole: Durchbruch oder gemeinsamer Untergang!«

Sasses Plan stieß bei den Landsern auf Begeisterung, aber auch auf Skepsis. Wenn das nur gutging! Aber alle waren sich einig: Dies war die letzte Möglichkeit, der allerletzte Versuch, noch einmal davonzukommen. Und jeder hoffte für sich: Mit heiler Haut!

Es klappte alles wie geplant, beinahe wie bei einem Nachtmanöver; nur mit dem einen Unterschied, daß hier scharf geschossen wurde.

Bruchmann war es gelungen, Sprechfunkkontakt mit dem Kommandanten eines anderen »Königstigers« herzustellen. Leutnant Scholz schilderte in kurzen Worten seine schwierige Lage, gab Standort und geplante Marschroute bekannt.

»Wunderbar, Scholz, wir hatten dich schon abgeschrieben«, klang aus dem Äther die vertraute Stimme von Oberleutnant Brandenburg an sein Ohr. »Haltet die Marschrichtung bei. Wir kommen euch entgegen. Werde sofort mit dem Chef sprechen. Hals- und Beinbruch! Ende!«

Im Morgengrauen stürmten sie durch ein zerschossenes Dorf, mitten hinein in eine russische Nachrichtenabteilung.

Der Kampf war kurz. Der Gegner hatte mit allem gerechnet, nur nicht mit einem Panzer- und Infanterieangriff aus den Rücken.

Nebe war einer der sechs Panzergrenadiere, die auf dem »Königstiger« postiert worden waren, um die Feuerkraft des Kampfwagens zu verstärken.

Die noch kalten Strahlen der aufgehenden Maisonne erfaßte eine Gruppe von Landsern, die neben einem der »Königstiger« standen. Vorsichtig hatten sie den Grenadier Nebe vom Kampfwagen heruntergehoben und ins Gras gelegt.

Das blasse Gesicht des Soldaten war vom Tode gezeichnet. Unteroffizier Lemmberg kniete an seiner Seite und bettete den Kopf des Sterbenden auf eine Decke.

Nebe hielt die großen grauen Augen weit geöffnet. Blickten sie schon hinüber? Sahen sie schon Dinge, die dem Lebenden verhüllt blieben? Lemmberg würgte es in der Kehle.

Da lag einer vor ihm, einer der vielen Namenlosen, ein Held, dem kein Denkmal gesetzt werden würde. Keine Auszeichnung, kein Orden an der Brust, ja, nicht einmal den silbernen Winkel am Arm; den Winkel des Gefreiten, für den er vorgeschlagen worden war von seinem sterbenden Leutnant.

Der Unteroffizier senkte den Kopf. Eine Träne stahl sich aus seinem Auge und lief die hagere Wange herab. Unteroffizier Lemmberg wischte sie nicht fort. Er beugte sich tief über den Sterbenden, dessen Lippen sich noch einmal bewegten, Worte zu formen versuchten, aber nicht mehr die Kraft dafür aufbrachten. Dann war es vorbei. Der Kopf fiel zur Seite. Der Grenadier Nebe war tot.

»Herr Hauptmann, er hat noch – er hat noch etwas …«

Hilflos verstummte Lemmberg. Hauptmann Sasse blickte in die Ferne«

»Ja, Lemmberg, ich habe es bemerkt. Er hat noch etwas sagen wollen. Wir werden es wohl nie mehr erfahren.«

Etwas abseits stand der Obergefreite Köhler. Er war der einzige, der es vielleicht ahnte. Er tastete nach der Brusttasche seiner Feldbluse. Ein leichtes Knistern. Der Brief war immer noch drin. Jener Brief, den ein todunglücklicher Kamerad im furchtbarsten Augenblick seines Lebens weggeworfen hatte.

Köhler zog den Feldpostbrief langsam heraus, um noch einmal die wenigen inhaltsschweren Worte zu lesen. Dann ging

er zu Lemmberg.

»Bitte, Herr Unteroffizier! Diese Nachricht erhielt der Soldat Nebe vor Tagen auf einem Hauptverbandsplatz!«

Der Unteroffizier las, dann ließ er das Blatt sinken und starrte sekundenlang vor sich hin.

»So ist das also gewesen!« sagte er leise, wie zu sich selbst.

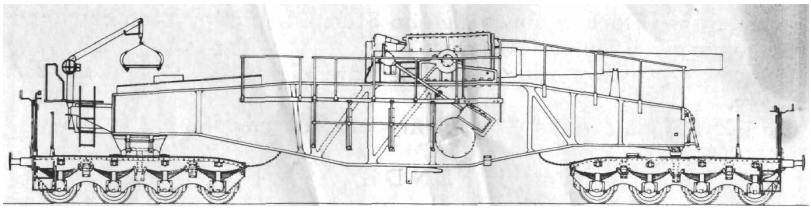
Eine Kette Me-109-Jäger donnerte im Tiefflug nach Osten. Die Wipfel der mächtigen Buchen bogen sich im Sturm. Lemmberg sah den Jagdflugzeugen gedankenverloren nach.

Schwere Granaten rauschten über die kleine Schar der Landser hinweg.

Der Kampf ging weiter – der Kampf ums Überleben.

ENDE

24 cm »Theodor Bruno« K (E)

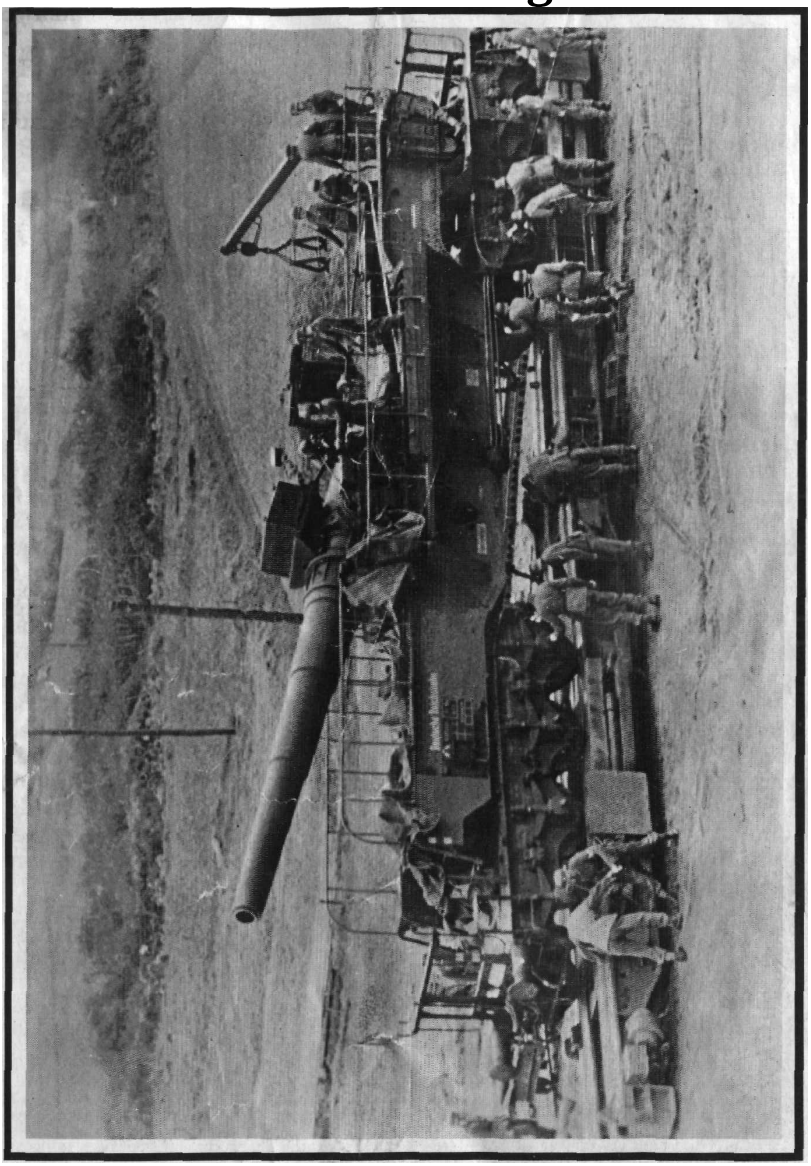


Auch diese Kanone gehörte zu dem relativ kleinen Sortiment an Großgeschützen, die im Verlauf des II. Weltkrieges deutscherseits an strategischen Schwerpunkten eingesetzt wurden. Es handelte sich bei der »Theodor Bruno« um ein Eisenbahngeschütz, transportiert auf zwei vierachsigen Drehgestellen, mit einer Kanone, die noch aus dem I. Weltkrieg stammte. Von diesem Geschütztyp wurden zwischen 1937 und 1939 sechs Stück hergestellt. Eingesetzt waren Kanonen dieser Art bei den Batterien 664 und 667 (je zwei ähnliche 24-cm-Kanonen »Theodor«) und bei der Batterie 772 (je zwei Kanonen »Theodor Bruno«). Sie fanden als Heeresartilleriegeschütze im Kampf gegen besondere Ziele und bei der Küstenverteidigung Verwendung. In technischer Hinsicht ergaben sich beim Abschuß des Geschützes Probleme, die besondere Vorbereitungsmaßnahmen erforderten. Da – wie das bei geringeren Kalibern möglich war – nicht von einer Rundumlafette geschossen werden konnte, mußte das Geschütz an Gleiskurven postiert werden. Die beste Lösung boten Drehscheiben. Wegen der geringen Schußweite mußte zudem immer damit gerechnet werden, daß das Geschütz von gegnerischen Flachfeuerwaffen beschossen wurde.
(Quellennachweis: »Die deutschen Geschütze 1939 - 1945«, J. F. Lehmanns Verlag, München.)

Technische Daten

Gewicht in Feuerstellung:	94.000-95.000 kg
Kaliber:	23,8 cm
Rohrlänge:	8,4m
Gewicht des Rohres:	24.000kg
Maximale Schußweite:	20,2km
Gewicht des Geschosses:	150kg
Länge des Geschützes:	20,7m
Mündungsgeschwindigkeit:	675 m/sec

Deutsche Eisenbahngeschütze



24 cm »Theodor Bruno« K (E)